

„Stern der Neger“



Katholische Missions-Zeitschrift
der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

— Organ des Marien-Vereines für Afrika. —

Der heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und
 Wohltätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 8 Franken

Inhaltsverzeichnis:

Die Bewohner der Insel Butarra 49. — Die Macht des heiligen Rosenkranzes 53. — Arabische Sitten 56. — Was sich die Neger erzählen 59. — Schutz im Tode 63. — Salem, Djoar und Sadia 64. — Die Söhne des Mondes 67.

Abbildungen: Ein Negergehöft im Innern Afrikas (Nilimandscharo) 55. — Traurige Siegeszeichen 63. — Jäger und Krieger in Afrika 69.

Gebetserhörungen und -empfehlungen:

A. K. i. E. Eine schwer geprüfte Person, welche tief niedergedrückt war an Seele und Leib, hat durch das heiligste Herz Jesu und Maria, durch das Gebet seiner lieben Eltern und Geschwister und durch die Fürbitte der armen Seelen Erhörnung gefunden. Diese Veröffentlichung auf Grund eines gemachten Gelöbnißes samt einem Betrag für Missionszwecke von den hart und ehrlich verdienten Kreuzern zum Danke für die Erhörnung.

Ein Schwestern-Institut empfiehlt dem Gebete der Sternleser zwei seit sehr langer Zeit vermißte Krieger, ein großes Familienanliegen und eine wichtige Anfalls-Angelegenheit. — Dem Memento werden empfohlen: Griechischen: Herr Anton Erdpreßer; Judenu: Hvd. S. Mich. Reichhuber; Klagenfurt: S. Artur v. Kiejewetter; Meran: Fr. Mathilde Wötsch; Rohrbach: S. Hans Hacker, Lehr.; St. Peter: Fr. Magd. Mojer; St. Willibald: Fr. Agn. Wieshamer.

Abonnements-Erneuerungen (bis 10. Februar 1916).

Abonnements-Erneuerung: 20, 25, 29, 58, 71, 83, 99, 105, 106, 108, 119, 121, 128, 131, 155, 210, 214, 230, 234, 241, 255, 257, 299, 300, 324, 329, 345, 347, 385, 393, 395, 409, 414, 420, 429, 433, 439, 441, 446, 452, 458, 480, 491, 529, 538, 565, 573, 585, 586, 592, 604, 623, 625, 630, 635, 645, 646, 652, 677, 704, 732, 737, 740, 744, 759, 774, 783, 789, 812, 823, 849, 852, 858, 887, 926, 941, 972, 964, 1000, 1003, 1025, 1031, 1038, 1048, 1054, 1060, 1068, 1073, 1078, 1079, 1084, 1095, 1096, 1097, 1101, 1111, 1119, 1137, 1138, 1139, 1140, 1155, 1173, 1181, 1189, 1216, 1218, 1220, 1226, 1235, 1237, 1244, 1253, 1260, 1263, 1277, 1282, 1292, 1308, 1320, 1321, 1324, 1334, 1342, 1352, 1358, 1378, 1385, 1398, 1406, 1439, 1484, 1507, 1509, 1517, 1531, 1545, 1563, 1565, 1570, 1595, 1597, 1604, 1606, 1610, 1622, 1624, 1664, 1671, 1680, 1681, 1692, 1693, 1694, 1695, 1701, 1732, 1735, 1746, 1752, 1758, 1767, 1782, 1825, 1827, 1828, 1830, 1857, 1859, 1870, 1883, 1892, 1916, 1932, 1938, 2000, 2034, 2036, 2037, 2043, 2056, 2067, 2091, 2096, 2121, 2122, 2173, 2190, 2212, 2246, 2254, 2319, 2326, 2348, 2358, 2360, 2384,

2404, 2432, 2451, 2470, 2476, 2479, 2523, 2580, 2593, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2607, 2611, 2636, 2654, 2669, 2672, 2696, 2727, 2732, 2733, 2738, 2745, 2749, 2799, 2804, 2810, 2822, 2830, 2840, 2850, 2851, 2856, 2910, 2916, 2926, 2943, 2948, 2961, 2987, 3007, 3015, 3017, 3027, 3029, 3034, 3054, 3059, 3107, 3154, 3168, 3171, 3172, 3202, 3224, 3240, 3297, 3304, 3334, 3351, 3360, 3368, 3381, 3385, 3398, 3410, 3424, 3432, 3484, 3486, 3504, 3510, 3518, 3541, 3542, 3567, 3614, 3631, 3641, 3675, 3662, 3702, 3733, 3736, 3746, 4032, 4071, 4095, 4107, 4110, 4134, 4135, 4171, 4181, 4215, 5000, 5001, 5010, 5016, 5021, 5035, 5050, 5072, 5076, 5079, 5096, 5107, 5117, 5123, 5136, 5144, 5199, 5208, 5261, 5261, 5270, 5282, 5305, 5331, 5337, 5354, 5375, 5384, 5388, 5399, 5420, 5426, 5443, 5451, 5486, 5487, 5514, 5537, 5567, 5658, 5680, 5714, 5717, 5737, 5738, 5886, 5957, 6246, 6289, 6370, 6452, 6471, 6514, 6620, 6680, 6754, 6757, 6934, 6941, 6945, 6948, 6964, 6965, 6982, 6991, 7015, 7045, 7100, 7102, 7119, 7161, 7169, 7176, 7177, 7321, 7337, 7339, 8026, 8032.

Gabenverzeichnis (vom 10. Jänner bis 11. Februar 1916).

In Kronen.

Opferstock: Abtei, N. D. 29 50; Arbesbach, S. S. 1—; Altenstadt, J. S. 9—; Andelsbuch, J. A. 1—; Altach, Pfr. 8 50; Aiterhofen, Pfr. N. 8 64; Abjam, A. K. 2—; Altlach, Pfr. M. 8—; Anams, Schull. 14 20; Bezau, G. J. 1—; Brigen, J. C. 3—; Benef. V. 1—, J. J. 1—, Monj. Fr. 8—, A. K. 50—, Monj. K. 8—, P. L. 30—; Bozen, J. C. 1—, S. C. 8—, M. M. 1—, M. S. 8—, Ung. 10—, T. G. 3—; Birken, A. C. 1—; Burgfrieden, B. T. 3—; Buchstein, L. L. 1—; Bogen, A. S. 3 45; Branzoll, L. Bar. J. 20—; Budapest, A. B. 1—; Bonn, Fam. Sch. 4 36; Cech, Grf. S. T. 1—; Dornbirn, G. C. 3—, G. B. 1—, A. B. 38—; Dietersheim, Pfr. B. 8—; Doren, A. B.

8—; Dachau, J. W. 23 04; Egg, A. J. 2—; Eggental, A. B. 2—; Eipgenalp, M. K. 3—; Ehingen, G. S. 2 88; Erl, A. K. 50—; Ettlingenweier, S. L. 1 48; Elbach, Pfr. 2 88; Furth, M. N. 2 88; Fischen, A. B. 1 77; Freienfeld, J. B. 3—; Fjischbach, B. K. 2 88; Gabrechtsham, C. K. 3 60; Grubhof, J. M. 2—; Gmunden, A. S. 3—; Graß, L. K. 4—; Gries, A. S. 3—, G. A. 1—; Georgenberg, A. B. 2—; Gorbach, Pfr. B. 1 44; Grünhof, G. K. G. 11 52; Geholdstirchen J. L. 1—; Hohenberg, A. S. 12—; Hirtheegg, Pfr. S. 48—; Hasing, J. K. 2—; Haag, J. W. 1—; Hasling, M. J. 18—, Pfr. S. 8—; Höschl, Barmh. Sch. 1 50; Hartkirchen, J. L. 1—; Innsbruck, M. S. 1—,



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika.)

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Mifland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Frc.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 3.

März 1916.

XIX. Jahrgang.

Die Bewohner der Insel Bukarra (Viktoria Nyansa).

Von P. C. S.

Ukerewe, Dreikönigtag.

Vorigesmal meldete ich Ihnen etwas von den Bewohnern unserer eigenen Insel, diesmal möchte ich etwas Näheres mitteilen von der benachbarten Insel Bukarra, die nördlich von hier, ebenfalls im Nyansasee, liegt. Neulich mußte ich daselbst etwa drei Wochen zubringen, hauptsächlich, um dort Holz zu finden für den Altar und sonstige Kirchenmöbel, nebenbei aber auch, um mich nach den dortigen Verhältnissen zu erkundigen, ob es etwa anginge, auch den daselbst ansässigen Stämmen die Freudenbotschaft unserer heiligen Religion zu bringen.

In den Geschichtsbüchern ist öfter die Rede von den heiligen Eichen der ehemaligen Götzendiener in Germanien, in deren unheimlichem Schatten die damaligen

Götzendiener manchmal blutige Menschenopfer darbrachten. Auch hier auf Ukerewe fanden sich bei unserer Ankunft solche heiligen Haine vor, wo es früher kein Sterblicher gewagt hätte, einen Baum mit der Art zu berühren. In Bukarra bestanden solche heiligen Waldungen bis in die Neuzeit, allein nun haben wir dieselben schon übel zugerichtet. Eingeweihte erklären sogar, daß wir dieselben gänzlich entehrt hätten, und fast möchte ich glauben, daß sie recht haben. Die Eingeborenen machen sich nun auch gar nichts mehr daraus, die abgehauenen Äste, Zweige und für uns unbrauchbaren Stücke kurzweg nach Hause zu schleppen und dieselben — o des Frevels! — dort einfach als gewöhnliches Brennholz zu verwenden; hatten sie doch uns ungestraft an der Arbeit gesehen, die

heiligen Bäume selbst zu fällen. Ja noch mehr: sie hätten, wenn ich einen solchen Vandalismus nicht verhindert hätte — in ihrer Gottlosigkeit alles, was noch da stand, klein und groß, gerade und krumm, niedergehauen. Ich mußte denn einen Befehl erlassen, daß alle aus dem Gebüsch kommen müßten, sobald meine Leute abends die Arbeit einstellten; dann dürfte kein Beißschlag mehr gehört werden, sonst würde der Betreffende der Strafe nicht entgehen. Dies war das einzige Mittel, ihrer Vernichtungswut zu steuern. Jeden Augenblick beschäftigten sie mich mit ihren Bitten: einer erbat sich einen Baum, damit er sich ein Boot daraus machen könnte; ein zweiter möchte gern ein Stück Holz haben, um sich davon ein Ruder zu fabricieren; ein dritter hat mich recht eindringlich um einen Stamm, aus dem er sich ein Bett herstellen könnte. Ja, wirklich ein Bett, denn die Bakarra, im Gegensatz zu allen anderen Negern, schlafen nicht wie diese auf Streu oder auf dem flachen Boden, sondern auf einem harten Brett. Der strengste Asket in Europa würde sich nicht unterstehen, zu tun, was bei den Bakarra aus lauter Genußsucht geschieht. Sie spalten oder hauen sich einen beliebigen Baumstamm — einerlei, ob derselbe gerade oder krumm ist — der Länge nach in zwei Hälften, und fertig ist ihr Bettgestell, das weiter keinen Polster oder sonstigen Überzug braucht. Auf ein solches Bett nun legen sie sich hin und schlafen darauf königlich. Auch Bettdecken brauchen sie nicht einmal: jene, welche sich auf die rechte Seite legen, decken sich mit der linken, und die, welche gewohnt sind, auf der linken Seite der Ruhe zu pflegen, decken sich mit der rechten zu — das stimmt also immer genau. Diese Bakarra sind somit unter allen mir bekannten Negern die primitivsten; das gleiche gilt von ihrer dürf-

tigen Kleidung und nicht weniger von ihren Geräten, und Nahrungsmitteln. So bedienen sie sich z. B. eines hölzernen Grabscheites zur Bearbeitung des Bodens. Dasselbe besteht aus einem einzigen Stück Holz; der Stiel ist rund und der flache untere Teil, der in die Erde gesteckt wird, sieht dreieckig aus. Je nach der größeren oder geringeren Kraft des Besitzers ist der Spaten größer oder kleiner. Selbstverständlich kann mit einem so schlechten Gerät kein schwerer Boden bearbeitet werden. Doch ist dies auch gar nicht nötig; denn die ganze Insel besteht aus einem Felsen, über den eine Schichte feinen, lockeren Kieselandes gelagert ist.

Jeder Hausvater sorgt dafür, daß sein Ackerstück mittels Steinen von dem des Nachbarn getrennt ist, was in den hiesigen Gegenden sonst gar nicht Brauch ist. Sobald der erste Regen zu fallen anfängt, lockern sie die Oberfläche ihres Gartens oder Feldes mit ihrem Holzspaten und säen alsogleich ihren Mtama. Ist derselbe gewachsen und gereift, so wird noch ein zweites Gewächs auf demselben Grundstück ausgesät, eine Art von Bohnen. Und damit haben sie alles, was sie zu ihrem Lebensunterhalt dem Boden abgewinnen können. Die Bakarra sind also, wie die Neger überhaupt, richtige Vegetarianer. Nun soll einer aber nicht glauben, daß sie ein Stück Fleisch nicht liebten. Im Gegenteil, man kann es ihnen vorsetzen, wie man will: roh, gebraten oder gefotten, frisch oder verfault — es wird nie so gräßlich oder so fein sein, daß die Herren Bakarra darob die Nase in die Höhe ziehen würden: die dicksten und zähesten Sehnen schmelzen gleichsam zwischen ihren scharfen Zähnen. Es ist wirklich kurios, in Gegenwart dieser Armmenschen ein Zicklein für die Küche zu schlachten; nichts, gar nichts geht davon verloren, sogar die winzigen Fleisch-

teilhaken, die nach dem Abhäuten an der Haut haften geblieben sind, werden mit den Zähnen von derselben abgenagt. So ärmlich sie auch leben, so ergilbt doch der Boden ihrer Insel kaum genug, um ihr Leben damit fristen zu können. Wie ich schon erwähnte, besteht die ganze Insel sozusagen aus einem großen Felsen mit tiefen Schluchten, in denen sich eine Erdschichte angesammelt hat. Bei starken Regengüssen nun werden diese Bodensenkungen gleichsam in Flußbette umgewandelt und die schäumenden Gießbäche reißen stellenweise große Massen von der ohnehin schon so dürftigen vegetationsfähigen Erde mit sich hinab. Ihr Viehbestand ist, da der Erdboden sich so wenig ergiebig zeigt, kaum nennenswert; wächst doch in der trockenen Jahreszeit auf ihren Wiesen so viel Gras wie auf meinem Tische. Dann besteht das Viehfutter nur aus Baumblättern, die dem Vieh recht känglich zugemessen werden. Sind auch solche nicht mehr zu haben, so ziehen die Weiber, den Korb auf der Schulter und den Holzspaten in der Hand, aus und graben sich Graswurzeln aus, wo sie dieselben nur finden können. Darum sieht das Vieh denn auch aus wie Skelette und liefern die Kühe keine Milch. In all diesen Gegenden findet man überhaupt wenig Milch; eine Kuh gibt kaum einen Liter täglich, und dies selbst während der Zeit, da sie ein Kalb hat.

Trotz all ihrer Armut halten die Bakarra große Stücke auf ihr Land. Obgleich sie ganz nahe bei der Insel Ukerewe wohnen und mit ihren Booten regelmäßig herüberkommen, will doch keiner sich hier ansiedeln, und ebensowenig findet man in ihrem Lande Fremde. Sie gehören einer ganz anderen Klasse an und unterscheiden sich von unseren Inselanwohnern durch einen schwereren Körperbau. Wie sämtliche andern Neger lieben sie besonders den Schmuck

einer schönen Kopffreijur, namentlich die jüngeren unter ihnen. Sie flechten sich allerlei Glasperlen in das Haar. Die Weiber tragen das Haar lang, so lange es wenigstens bei einem Neger wachsen will. Hier auf Ukerewe dagegen rasieren sich die weiblichen Personen den Kopf ganz, so daß auch nicht eine Stoppel darauf übrig bleibt. Wenn nun das Haar der Bakarra-Negerin seine volle Länge erreicht hat, so läßt sie es von einer Freundin in sehr feine Flechten ordnen, die zu beiden Seiten an den Schläfen herabhängen. Diejenigen, welche über Mittel verfügen können, streichen über diese Einzelflechten rote Erde, die mit Harz klebrig gemacht wird.

Auch die Bauart ihrer Hütten ist gänzlich verschieden von der unserer Inselbewohner. Ein hiesiges Dorf nämlich besteht aus einer größeren oder kleineren Zahl Mka, die zwischen den Bananenpflanzungen und dem Muhago versteckt daliegen, und eine Mka besteht aus drei bis vier Strohhütten, die von einem Kaktuszaun eingeschlossen sind. Vergebens würde man nach einem Wege suchen, da es höchstens nur schmale Schlingelpfade gibt; denn Ordnung und Regelmäßigkeit sind dem Neger nun einmal fremd. — Auf Bukarra sind die Häuser ebenso wie hier von Stroh gemacht, allein dort sind sie größer und haben ein spitzeres Dach. Auch haben dort die Kühe das Vorrecht, dieselbe Hütte mit ihrem Herrn zu teilen, während auf Ukerewe nur die Ziegen im Wohnzimmer freien Zutritt haben. Die Gruppen der Häuser sind auf Bukarra größer als hier und die Pfade zwischen denselben noch schmaler als hier, so daß man sich oft nur mit Mühe hindurchzwängen kann.

Außer in dem sogenannten heiligen Walde findet man auf Bukarra fast kein Holz vor. Weil nun dieser heilige Wald bisher nur von unzähligen Raubvögeln

und Myriaden von Mücken oder Moskitos bewohnt werden durfte, und es keinem erlaubt war, sich dort Holz oder Brennstoff zu holen, so mußten sich die Eingeborenen mit Mtamastengeln begnügen, wollten sie ihre Speisen kochen. Diese Stengel wurden deshalb in Büschel gebunden und zeitweilig auf steilen Felsenspitzen aufbewahrt, damit der Nachbar nicht das „Dein und Mein“ verwechselte und die gefräßigen weißen Ameisen nicht hülften, den Vorrat zu schmälern.

Bei der Geburt eines Marra finden keine Feierlichkeiten statt. Das Kind kommt zur Welt und der Vater gibt ihm einen Namen: der erste beste Gegenstand, an welchen der Mann eben denkt oder den sein Auge streift, wird seinem Liebling den Namen verleihen. Es ist darum spassig, die verschiedenen Familienmitglieder ihrem Namen nach benennen zu hören; der Vater z. B. heißt Baumrinde, die Mutter Bohne; einer der Brüder heißt Heuschrecke, ein zweiter Krug, ein dritter Kalbfell usw. Denn die Kinder führen nicht den Namen ihrer Eltern.

Bei Sterbefällen gerät die gesamte Nachbarschaft in eine schreckliche Bewegung. Neulich war jemand gestorben und sollte bei uns auf dem Friedhofe begraben werden, weil er ein Christ gewesen war. Man trug die Leiche nach der Missionsanstalt, und eben war man bei der Kirche angekommen, so regte sich der Totgegläubte und richtete sich empor. Die Umstehenden trauten ihren Augen kaum, als sie dies sahen. Sie behaupteten, der Mann sei wirklich tot gewesen und jetzt sei seine Seele in ihn wiedergekehrt. Wer weiß, wie oft hier schon Scheintote lebendig begraben worden sind! Es herrscht hier der üble Gebrauch, die Leichen sofort in das Grab zu werfen, sobald man glaubt, der Tod sei eingetreten. Wir erlauben dies

unseren Christen nie und wenden alle Mühe an, auch die Heiden dahin zu bringen, daß sie wenigstens warten, bis die Leiche kalt geworden ist. Sobald der Tote ins Grab hinabgelassen ist, wird er von seinen Hausgenossen buchstäblich eingescharrt; wer keinen Spaten hat, arbeitet mit beiden Händen, und mit den Füßen tritt er die lockere Erde fest; andere gehen hin, um Steine herbeizuholen, die auf dem Grabhügel aufgeschichtet werden. Die verschiedenen Steinhaufen zwischen den Häusern der Heiden deuten die letzte Ruhestätte der Vorfahren an.

Weil wir auf Ukerewe schon mit Arbeiten überhäuft sind, hatten wir bisher noch keinen Versuch mit der Evangelsingierung der Bakarra gemacht, um so weniger, weil ihre Sprache ganz anders ist als die hiesige. Kürzlich aber haben wir ein paar Katechisten hingeschickt, um als unsere Vorläufer zu wirken. Es wird aber eine Riesenaufgabe sein, die armen Leute zu Christen umzugestalten; denn nicht nur der Unglaube, sondern auch der Aberglaube und die daraus hervorgehende Zauberei in ihrer schlimmsten Gestalt werden uns die größten Schwierigkeiten bei der Befehrungsarbeit bereiten. Natürliche Ursachen und Folgen bestehen für die Bakarra nicht, alles wird ihrer Meinung nach von den Zauberern und Geistern bewirkt. Solange nun alles ihrem Wunsche gemäß geschieht, kümmern sie sich um nichts, sobald aber irgendein Unglück ihnen zuflößt, tritt der Bösegeisterdienst in den Vordergrund.

Mögen uns darum alle Förderer der Missionen durch ihr Gebet unterstützen, damit auch diese Allerärmsten der heiligen Kirche zugeführt werden! Ohne Gottes ganz besondere Hilfe werden wir ungeachtet aller Mühe hier weniger erzielen als bei den meisten anderen Negern.

Die Macht des heiligen Rosenkranzes.

Es war nach einer Regen- und Gewitternacht, hell und glänzend stieg die Sonne über die Riesengebirge Boufas* und vergoldete diese mit ihren ersten Feuerstrahlen, als ich mich auf den Weg machte, um eine apostolische Rundreise anzutreten. Da die Luft schwer und niederdrückend war, schritt ich nur langsam vorwärts, dem Ufer entlang, auf einem sich schlängelnden Fußpfad, der mit tausend und aber tausend Umwegen zu einem hochgelegenen Plateau führte, auf welchem sich das große Dorf W a t a i t a erhebt.

Schon beschien die Sonne die Hälfte des Berges und feierliche Stille herrschte ringsumher; weder im Tale noch auf den Wegen oder den Feldern zeigte sich eine Seele, — ich war allein und konnte mich dem Anblick des entzückenden Panoramas, das sich vor meinen Blicken entrollte, ungestört hingeben. Dasselbe interessierte mich um so mehr, als es das erstemal war, daß ich von dieser Höhe aus die blühende Missionsansiedlung mit ihren dazugehörenden Gründen, welche wie ein liebliches Landhaus, gebadet von den grünlichen Wellen eines daran vorbeirauschenden Flusses, aussah, bewundern konnte.

Nicht ohne innere Befriedigung blickte ich auf das Ergebnis sechsmonatiger Bemühungen herab, als plötzlich ein heiserer, wilder Schrei meinen Träumereien ein Ende machte. Was sah ich? — Eine Frau, die noch weniger bekleidet war, als die Weiber hierzulande zu sein pflegen, mit bestürzter, stumpfsinniger Miene, mit verstörtem Blick, der bald unstät hin und her irrte, bald fix auf mich gerichtet war. Dabei machte sie die sonderbarsten, lächerlich-

sten Gestikulationen, schwang mit einer Hand ein blankes Messer und mit der anderen einen alten, angerauchten Flaschenkürbis, wand ihren ganzen Körper unter fürchterlichen Zuckungen und schrie und heulte Worte, die mir ganz unverständlich waren. Auf meine Frage, was ihr fehle und was sie wolle, antwortete sie mir nur: „Mein Vater, mein Vater!“ und murmelte einige unzusammenhängende Worte. Ich wollte meinen Weg fortsetzen, da folgte sie mir; blieb ich stehen, hielt auch sie an, warf sich aufs Gras und wälzte sich darin. Sobald ich auf sie zuging, wich sie rücklings zurück, während die Zuckungen am ganzen Körper fortbauerten. Ich ließ mich nieder, und diese zudringliche Person zögerte nicht, wieder in meine Nähe zu kommen und ihre tollen Tänze in meiner Gegenwart wieder aufzunehmen. Bald kam sie mit drohender Miene auf mich zu, ich stellte mich zur Wehre; da ließ sie ihr großes Messer fallen und begnügte sich, den Rosenkranz, den ich bei mir trug, sehen anzurühren. Müde dieser Sonderbarkeiten, wollte ich mich von der Gegenwart dieser Märrin befreien; deshalb fing ich zu laufen an, aber sie lief mir nach und erhob ein schreckliches Geschrei, welches von den nahen Hügeln widerhallte. Sie erreichte mich, pflanzte sich vor mir in einer Stellung auf, daß ich glaubte, sie wolle mir den Weg vertreten, bis ich endlich bemerkte, daß ihr Blick auf meinen Rosenkranz geheftet war. Durch eine plötzliche Eingebung dazu veranlaßt, legte ich denselben zu ihren Füßen nieder. Von diesem Augenblick an hörte ihr wildes Geschrei auf. Sie bückte sich, um den Rosenkranz aufzuheben, beroch ihn während einiger Minuten, küßte ihn, drückte ihn an ihr Herz, besichtigte jede seiner Perlen, nickte

* Eine Landschaft im apostolischen Vikariate von Zanzibar in Ost-Afrika.

mir lächelnd zu und verschwand tänzelnd und springend hinter einem Buschwerk.

Ich beeilte mich, in das nächste Dorf zu kommen, um Erkundigungen über die sonderbare Person, der ich begegnet war, einzuholen; ich beschrieb sie, so gut ich konnte, aber niemand kannte sie. Man erwiderte mir unbestimmt, ich müsse irgendein vom „Pepo“ besessenes Weib begegnet haben . . ., das war alles, was ich über diese Erscheinung zu erfahren vermochte.

Ich wurde recht traurig und niedergeschlagen bei dem Gedanken, meinen Rosenkranz einer Narrin oder Besessenen überlassen zu haben. . . . Die folgenden Tage ging ich dieselben Pfade hin und her, um der geheimnisvollen Person wieder zu begegnen, ich durchwanderte die Nachbardörfer und hoffte, unter so vielen anderen Frauen auch jene zu entdecken, die ich so gern gefunden hätte, aber umsonst.

Wierzehn Tage waren vergangen, als ich bemerkte, daß ein ganz in Lumpen gekleideter Knabe sich jeden Morgen unter die Veranda meines Zimmers setzte und auf alle meine Bewegungen ein wachsamcs Auge hatte. Wenn ich etwas einkaufte, kam er in meine Nähe und bemühte sich, die gekauften Gegenstände zu erschaffen, um sie in mein Magazin zu tragen. Seine Bewegungen, seine Züge und besonders sein Blick trugen ein solches Gepräge von Schwermut und Unschuld, daß ich mich nicht erwehren konnte, mich für ihn zu interessieren.

Eines Tages, verwegener wie sonst, kam er bis zu meinem Tisch, kniete nieder und sah mich mit flehender Miene an. Ich fragte ihn um sein Begehren; er lächelte und sagte mir mit ängstlicher Stimme, aber offener Miene: „Meine Mutter ist krank, o, besuche sie.“

Da das Wetter regnerisch ausfiel, befehl ich ihm, am nächsten Tage wiederzu-

kommen. Er wurde traurig; ich sah, wie Tränen in seine Augen traten und über seine Wangen, so schwarz wie Ebenholz, liefen. Deshalb tröstete ich ihn und versprach, gleich mit ihm zu gehen. Ich händigte ihm meinen Medikamentenjack ein, nahm meinen Reisestock und machte mich auf den Weg, welchen mir das Kind wies. Wir überstiegen einen Hügel, durchschritten einen stark angeschwollenen Fluß, gingen abermals aufwärts, kamen an überhängenden Felsen, die natürlichen Bogen gewölben glichen, vorbei und standen plötzlich, ehe es mir bewußt wurde, vor einem kleinen, runden Hause, welches, wie alle Häuser in Wataita, die Form eines Bienenstockes hatte. Hier lag auf einer an der Sonne getrockneten Tierhaut ein Weib, das noch ziemlich jung schien und dessen blasse und abgemagerte Züge das Gepräge eines Schmerzes, welcher seit mehreren Tagen in ihr zu wühlen schien, trugen. Sobald sie meiner ansichtig wurde, bemühte sie sich, sich zu erheben, dann griff sie nach einem Glasschmucke, den sie am Halse trug, und zeigte dabei auf einen Rosenkranz, welchen ich als denjenigen erkannte, den ich vor einiger Zeit jener geheimnisvollen Person gegeben hatte. Es war kein Zweifel möglich. Ich stand vor meiner „Besessenen“, die aber diesmal nicht vom „Pepo“, wohl aber von einer heftigen Dysenterie ergriffen war, welche mir, wenn auch nicht unheilbar, so doch sehr schwer heilbar schien.

Als die Kranke den Rosenkranz an ihre Brust drückte, fragte ich sie, warum sie ihn so liebe, und sie antwortete mir mit sanfter, ermutigter Stimme:

„Weil du ihn mir gegeben und weil er aus meinem Körper den Geist vertrieben hat, der mich quälte; seit ich ihn trage, weiß ich nichts mehr von jenen Verdrehungen und Nervenzuckungen, die mich so viel

leiden machten; ich arbeite des Tages und schlafe bei Nacht.“

„Glaubst du denn nicht,“ sprach ich, „daß die Perlen dieses Rosenkranzes dieselben sind wie die Glasperlen, die man in Wataitaita trägt?“

„Nein,“ erwiderte sie, „ich weiß sehr gut, daß die Perlen, die du mir gegeben hast, einen größeren Einfluß auf die bösen Geister ausüben, weil ich eben seit jener Zeit nicht mehr den Anstürmungen des „Repos“ ausgesetzt bin.“

Ich benützte diese glückliche Stimmung, um diesem armen Weibe die Grundwahrheiten unseres Glaubens beizubringen, wobei sie aufmerksam zuhörte; sobald ich ihr vom Himmel sprach schien sie zufrieden und beglückt über die Aussicht, nach dem Tode an diesen ihr bis dahin unbekanntem Aufenthaltort zu gelangen.

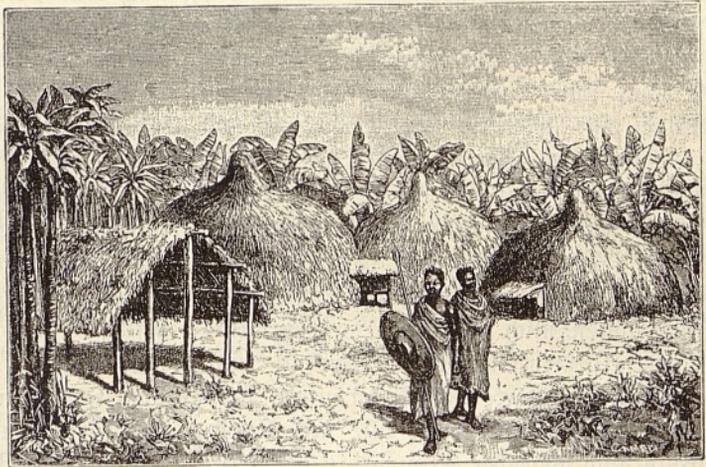
„Ja, ja,“ beteuerte sie, „ich bin glücklich, jenen entzückenden Aufenthalt gegen diese Erde voll Not und Elend einzutauschen, von dem du mir sprichst, wo man zufrieden in Gesellschaft guter Geister lebt und nicht mehr von den Quälereien jener bösen Geister leidet, welche ihr Gefallen daran finden, die Sterblichen zu peinigen.“

„Nun also,“ erwiderte ich, „glaubst du an Gott, der den Himmel, die Erde und alles, was du siehst, erschaffen hat?“

Und sie antwortete in überzeugtem Ton: „Ich glaube alles, was du mich lehrst, und alles, was du selbst glaubst; gib mir jenes Mittel, welches die Sünde auflöst und meine Seele weiß macht, um in den Himmel aufgenommen zu werden.“

Ich war über diese Gefühle ganz gerührt und es war wohl an der Zeit, hier die Worte unseres Herrn Jesus Christus anzuwenden: „Einen solchen Glauben habe ich in Israel nicht gesehen.“ . . .

So zögerte ich denn nicht, der armen Frau die heilige Taufe zu erteilen. Sie faltete die Hände, erhob die Augen gegen Himmel und empfing das Sakrament der



Ein Negergehöft im Innern Afrikas (Kilimandscharo).

Wiedergeburt in der besten Seelenverfassung.

Als die heilige Zeremonie vorüber war und das arme Weib, das auf solche Weise im Sturme den Himmel zu erobern im Begriffe stand, mit ruhiger, verklärter Miene dalag, nahm ihr Kind mich bei der Hand und beschwor mich mit unschuldsvoller Zudringlichkeit, auch ihm dasselbe Mittel, welches seiner Mutter die Pforten des Himmels geöffnet habe, zu verabreichen, um denselben Weg wie sie einschlagen zu können.

Kaum hatte sie die Stimme ihres Kindes vernommen, da erhob sich die Mutter von ihrem Lager, nahm eines seiner Händchen in ihre erstarrte Hand, zog sanft

das Kind zu sich, küßte es und sagte ihm mit durch Schluchzen unterbrochener Stimme:

„Mein Kind, ich fühle, daß ich sterben werde; aber wenn ich nicht mehr sein werde, folge dem Weiszen, er wird dir Vater und Mutter sein“ — und dabei flossen große Tränen über ihre abgekehrten Wangen.

Ich selbst fühlte mich ganz bewegt. Der Knabe warf einen erstaunten Blick auf mich und versuchte, mich anzulächeln, während die Mutter sich abwandte, um ihren Tränen freien Lauf zu lassen. Ich hing dem Kinde eine Medaille um den Hals und trug ihm auf, dieselbe immer und überall zu tragen; dann sprach ich noch einige Worte der Ermutigung zur Neubekehrten, welche — trotzdem sie von den Schmerzen der Krankheit ganz erschöpft schien — nicht abließ, mich anzuhören und mir ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Ich ließ sie die Worte des Vaterunsers sprechen und sie wiederholte alle mit klarer, wenn auch schwacher Stimme, in überzeugtem Tone.

Als ich geendigt hatte, sagte ich, daß ich mich zurückziehen würde. „Ach,“ rief sie, „ich auch, denn ich will mit dir gehen, um im Hause des lieben Gottes zu sterben!“

Ich setzte ihr die Unausführbarkeit dieses Vorjages auseinander, tröstete sie aber, so gut ich konnte, und versprach, ich würde beim Anbruch des Tages wieder zu ihr kommen.

Ach, ich kam wohl den nächsten Tag wieder, aber schon auf halbem Wege deuteten mir Weh- und Klagerufe, die durch das Echo der Berge wiederholt wurden, an, daß die tags zuvor getaufte Frau ihren Flug nach dem Orte ihrer Sehnsucht genommen hatte, daß ihre Wünsche erfüllt worden waren und daß sie gegangen sei, den Marienmonat im Himmel zu beschließen . . . — wir schrieben den letzten Mai.

Möge es ihr nun gefallen, von da oben einen mitleidigen Blick auf jenen vereinsamten Winkel des Laita zu werfen, um Gott und seine heilige Mutter zu bitten, dieser armen Bevölkerung die Augen zu öffnen, damit diese gleich ihr den Stern des Glaubens, der das ewige Heil verschafft, erkenne! Wir setzen unser volles Vertrauen in Maria, durch sie erwarten wir die Befehung jenes Volkes, und sie wird zeigen, daß — wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft — man nie umsonst Unsere Liebe Frau von der immerwährenden Hilfe um ihre Fürbitte anruft.

Arabische Sitten.

1. Gastfreundschaft im Zelt.

Wenn eine Karawane das Glück hat, in der Ferne die Zelte eines von seinen Herden begleiteten Nomadenstammes zu erblicken, so freut sich alles der angenehmen Aussicht, die Eintönigkeit der Reise unterbrochen zu sehen. Sogleich zieht man auf das Lager zu; denn bekanntlich ist bei den Arabern die Gastfreundschaft ein geheilig-

tes Recht und wird auf ganz patriarchalische Art und Weise und mit solcher Uneigennützigkeit geübt, daß es sich schwer beschreiben läßt. Man möchte sagen, in diesen nur spärlich bewohnten Ländern empfangen die Menschen eine wahre und aufrichtige Freude, ihresgleichen zu begegnen. Im voraus ist der Wüstenwanderer immer sicher, gut aufgenommen zu werden, und sehr wohl weiß er, daß das Abendessen,

dikka genannt, für die Gäste reichlicher hergerichtet wird als das, welches die Kameltreiber unterwegs bereiten.

Wenn die Karawane dem douar, d. h. dem durch die Zelte der lagernden Nomaden gebildeten Umkreise, ungefähr auf die Entfernung einer Meile nahegerückt ist, macht man Halt; sodann begeben sich die einzelnen Reiter vor den Eingang eines Zeltes. Man muß dabei mitten durch die Meute der Hunde hindurch, welche einen ohrenbetäubenden Lärm machen. Vor jedem Zelt liegt der Besitzer, neben ihm sein Gewehr. Er sieht mit gleichgültiger Miene den Fremden herannahen. Sobald die Reiter nur noch ein paar Schritte entfernt sind, halten sie an und ein jeder ruft von seinem Pferde herab: „Asselamu alik!“ („Friede sei mit dir. Sei mir gegrüßt!“) „Selam!“ („Sei gegrüßt!“) antwortet der Herr des Zeltes noch immer liegend

„Ja mul el kheima, daif rebbi!“ sagt der Reisende, was etwa heißt: „O Herr des Zeltes, siehe den Gast Gottes!“

Bei diesen Worten erhebt sich der Besitzer, legt die Hand auf sein Herz und antwortet, indem er sich verbeugt:

„Marhaba bik!“ („Sei willkommen!“)

Er eilt hinzu, verjagt die Hunde, küßt die Hand des Reiters, seine Knie, hält ihm den Steigbügel zum Absteigen, läßt sofort Teppiche und Matten auf dem Sande im Schatten eines Baumes, wenn sich einer dort befindet, ausbreiten, damit sich alle setzen und unterhalten können. Zu gleicher Zeit gibt der Zeltbesitzer Befehl, sich des Pferdes anzunehmen; denn Roß und Reiter werden während der ganzen Zeit, die sie sich dort befinden, vom Stamme unterhalten. Man bemüht sich, dem Neuangekommenen, dem Gaste Gottes, das Beste, was es im Zelte gibt, vorzusetzen: Datteln, Milch, Honig usw., damit er sogleich etwas Nahrung zu sich nehmen könne.

Mittlerweile machen sich auch die Frauen für den angekommenen Gast an die Arbeit. Einige zünden hinter dem Zelt ein großes Feuer an, auf welchem die Küche hergerichtet werden soll; andere schaffen alles herbei, was nötig ist, um in der Asche Brotkuchen, kleine Schwarzbrote und Gewürzkuchen zu backen. Man glaubt, jedesmal der Szene beizuwohnen, die uns die Bibel beschreibt, da Abraham die drei reisenden Engel empfing und bewirtete. Abends brät man einen ganzen Hammel am Spieße und serviert ihn auf einer großen hölzernen Schüssel. Darauf gibt es einen ungemein scharf gepfefferten Fleischkloß. Die Schüssel wird auf die Erde gestellt; alles gruppiert sich um dieselbe und läßt Hände und Kauwerkzeuge arbeiten; denn in diesen Gegenden sind Löffel selten und Gabeln unbekannt. Trotzdem muß der Boden der Schüssel bedeckt bleiben. Das ist die Baraka oder der Segen, welcher von dem Reisenden übriggelassen wird; er bleibt für die Frauen, die sich während dieser ganzen Zeit nicht außerhalb ihres Zeltes zeigen dürfen.

Auf diese Art werden gewöhnlich die Gäste der arabischen Hirtenstämme bewirtet, bei denen infolge des Besitzes von Herden ein gewisser Überfluß herrscht. In anderen, verlassenem Gegenden geht die Sache einfacher zu; denn es gibt in der Wüste Strecken, wo kein Grashalmchen wächst.

2. Das Gebet bei den Muselmännern.

Nach beendigter Mahlzeit hört man eine ernste und feierliche Stimme, es ist die Stimme des Muezzin, welcher seitwärts auf einem kleinen Sandhügel die Gläubigen zum Gebete ruft:

Sei gegrüßt, seid gegrüßt!

Gott ist sehr groß!

Die Stunde des Gebetes schlägt.

Gott ist Gott und Mohammed ist sein Prophet!

Höret die Stunde des Gebetes.
Gott ist sehr groß.

Sogleich entfernt sich jeder, um zu beten. Der Reiter zieht seine Stiefel von marokkanischem Leder aus, der Fußgänger entledigt sich seiner Schuhe, jeder beugt sich zu Boden, fährt mit den Händen über sein Gesicht und streut in Ermangelung des Wassers, das in der Wüste so selten ist, Sand über seine Arme, Hände und Füße, um sie zu reinigen. Sie wollen beten, und um mit Gott zu sprechen, muß man, wie sie sagen, rein sein. Welch traurige Religion, die so streng die Reinigung des Körpers vorschreibt und sich gar nicht um das Herz kümmert, wo doch die wahre Reinheit thronen soll!

Wenn dieser Reinigungsfirlefanz beendigt ist, dreht sich der Araber gen Osten, nach Mekka zu, wo der Prophet ruht, und beginnt sein Gebet mit großer Andacht; es mag um ihn herum vorgehen, was da wolle, er scheint nicht darauf zu achten. Zuerst steht er aufrecht da, dann in gebückter Stellung, dann hebt er die Hände gen Himmel; endlich wirft er sich auf die Erde und berührt mit der Stirn den Staub, indem er ruft: „Allah, Allah!“ „Gott ist sehr groß!“ Dieselbe Zeremonie wiederholt sich dreimal, worauf er sich zur Erde niederläßt, auf seine Füße hockt, seinen Rosenkranz aus Ebenholz- oder Elfenbeinperlen, welchen er gewöhnlich um den Hals trägt, in die Hand nimmt und mit der Haltung eines ruhenden Menschen an den 99 Perlen des Rosenkranzes die 88 Vollkommenheiten Gottes hersagt.

Man ist von dem Ernste, welchen die Araber in die Erfüllung ihrer Vorschriften einer ganz äußerlichen Religion setzen, ganz betroffen. Die Missionäre freuen sich, an ihren, durch die Taufe wiedergeborenen Waisen, glückliche Anlagen zu einer soliden Frömmigkeit zu finden. Durch eine reli-

giöse Erziehung wird die richtige Sammlung und werden die Gefühle des Glaubens, der Liebe und Reue erweckt, welche aus dem Christen einen inneren Menschen machen und ihn innig mit Gott verbinden. Aber für die Muselmänner besteht das Gebet nicht, wie bei uns, um sich vor Gott zu demütigen und ihn zu bitten. Sie kennen nicht diese schönen Bitten im Vaterunser. Gott ist für sie weder ein Vater noch ein Freund, er ist ein Herr, ein blinder Herrscher, welchen man fürchten und anbeten muß. Darüber hinaus, eingeschlossen in ihren kalten und dummen Fatalismus, bitten sie ihn um nichts. Für sie steht die Bestimmung eines jeden Menschen geschrieben, und selbst Gott könnte daran nichts ändern.

3. Schönheiten der Nächte in der Sahara.

Wenn die Reisenden gebetet haben, hängen sie ihren Rosenkranz wieder um den Hals und versammeln sich an dem großen Feuer, welches sie gewohnheitsmäßig jeden Abend an dem Ort anzünden, wo sie eben Halt gemacht haben. Sie lieben es, sich da in großen Gesellschaften zu vereinigen, um zu rauchen, zu singen oder an den Unterhaltungen teilzunehmen, Liebhabereien, die gewöhnlich den größten Teil ihrer schönen Nächte hindurch andauern.

Während des Tages ist der Araber meistens schweigmäßig; er ist verschlossen und teilnahmslos und bleibt so, fast ohne sich zu bewegen, selbst während er seine Mahlzeiten einnimmt. Zur Nachtzeit aber scheint er ein anderer Mensch zu werden; denn so mühsam und ermüdend die Tage sind, so prachtvoll sind die Nächte. Der Körper und selbst der Geist, durch die erdrückende Hitze des Tages gelähmt und wie ausgetrocknet unter dem glühenden Feuer eines brennenden Himmels, erhalten eine neue Spannkraft, sobald die Nacht mit

ihrer Strahlenpracht beginnt, ganz durchsichtig, beinahe phosphorglänzend und durchzogen von der von Wohlgeruch erfüllten Dämonluft.

Während dieser schönen Nächte zeigt der Araber sich auch sehr mittheilbar, besonders wenn er an dem mit dürren Zweigen und trockenen Reisern unterhaltenen Feuer sitzt. Bei langen Erzählungen voll von Begeisterung, Mut und Munterkeit, die ihn

häufig zum fröhlichen Lachen reizen, lauscht er gern den Erzählungen der Greise, den Thaten der Tapferen und den Heldenliedern der Dichter.

Dort lernt man den Araber am leichtesten so kennen, wie er ist, und man bemerkt gar bald, daß ihm seine Existenz, so elend sie uns scheint, schöner und anziehender vorkommt als die der Europäer.

Was sich die Neger erzählen.

(Aus den Missionsblättern von St. Ottilien.)

Volkslagen.

Quäle kein Tier!

Eines Tages ging ein Knabe, um das Gold zu roden, und fand hierbei mit seinen Begleitern eine Riesenschlange. Gleich wollten seine Kameraden dieselbe töten. Er aber wehrte es ihnen und sprach: „Laßt sie los, was hat sie denn verschuldet?“ Da ließen sie die Riesenschlange frei.

Ein anderesmal fingen sie eine Ratte und wollten sie erschlagen. Der Junge widersetzte sich ihnen und sagte: „Laßt doch diese Ratte frei! Was hat sie denn angefleht? Sie ließen die Ratte laufen.“

Wieder einmal später erwischten sie einen Habicht und wollten ihn töten. Aber der Knabe hielt sie davon ab und sagte: „Laßt den armen Habicht fliegen; warum wollt ihr ihn erschlagen?“ Da wurden seine Begleiter zornig und sagten: „Wenn wir etwas fangen, dann verweigerst du uns immer den Besitz.“ Sie ließen aber doch den Habicht fliegen, und dieser flog fort.

Später einmal traf die Riesenschlange in der Wildnis mit dem Knaben zusammen, verschluckte ihn und brachte ihn heim. Dort spie sie ihn wieder aus, legte ihm

eine Halskette und viele Säckchen mit Kostbarkeiten vor und forderte ihn auf: „Nimm und wähle dir aus!“ Der Knabe wählte sich ein wunderschönes Säckchen aus und die Riesenschlange sagte: „Die Erfüllung aller Wünsche wohnt darin. Wenn du jetzt heimkommst, so mache dir ein Amulett daraus und lege es um den Hals.“

Der Knabe kehrte heim. Er tat so und sprach zum Säckchen: „Ich wünsche Leute und Kinder.“ Da kamen Leute und Kinder heraus und eine ganze Hütte, fertig gebaut. Der Knabe herrschte und war Häuptling.

Eines Tages kam ein Weib aus dem Walde und ging zum Häuptling. Der Knabe verwahrte sein Säckchen bei sich in der Hütte in der Spitze eines Elefantenzahnes. Jenes Weib nun suchte, als der Knabe fort war, in der Hütte nach dem Säckchen, fand es in der Spitze des Elfenbeins, nahm es und ging damit heim. Alle Leute und Kinder folgten ihr und sie wurde Herrscherin in ihrem Lande.

Eines Tages kam der Habicht geflogen und die Ratte kam und die Riesenschlange, und sie sahen den Knaben, wie er trauerte.

Da sprach der Habicht, ihn tröstend: „Laß ab, dich abzuhärmen. Dein Säckchen kehrt wieder zurück samt allen Leuten und Kindern.“ Der Habicht nahm seine Gefährtin, die Ratte, mit und sie gelangten in das Land jenes Weibes.

Als sie dort angekommen waren, sprach der Habicht zur Ratte: „Geh' hinein und suche nach jenem Säckchen.“ Die Ratte kroch hinein, suchte nach dem Säckchen und fand es unter einer Matte versteckt. Sie biß mit den Zähnen hinein und brachte es ihrem Gefährten, dem Habicht.

Dann kehrten die beiden zu dem Knaben zurück und brachten ihm sein Eigentum wieder. Der Knabe freute sich sehr, als auch die Leute und die Kinder wieder kamen.

Da fragte der Knabe den Habicht: „Was willst du zum Lohne immer fressen?“ — „Ich möchte gern Fleisch,“ entgegnete der Habicht. — „Gut,“ sprach der Knabe, „du sollst von jetzt an immer Hühner haben.“ — Die Ratte sagte: „Mein Leibgericht sind die Borken.“ — Der Knabe sagte zu ihr: „Gut, von jetzt an sollst du immer Borken haben.“

Dann nahm der Knabe das Säckchen, nähte sich ein Amulett davon, trug es um den Hals und verlor es nie wieder.

Eine Volksfage der Wapogoro.

Zwei Eheleute, Sikupa und Tira mit Namen, lebten miteinander beständig im Streit. Der Mann war treulos und böse. Aber auch seine Frau war schuld an manchem Zwist, denn gar oft kochte sie ihrem Manne gar nichts zu essen und ließ alle guten Speisen nur sich selbst und ihrem Sohne Kweta zukommen, was den Mann sehr verdroß.

Eines Tages gingen sie miteinander auf das Feld, um es zur Saat herzurichten.

Als sie müde und hungrig geworden waren, holte die Frau Speise zum Essen. Sie und ihr Sohn aßen davon reichlich; dem Manne gab sie nichts. Dieses lieblose Benehmen verbitterte den Mann gar sehr und er sann auf Rache.

Der kleine Kweta liebte Honig über alles. Deshalb sprach sein Vater eines Abends zu ihm: „Komm, wir wollen in den Wald gehen und Honig suchen.“ Der Kleine willigte mit Freuden ein.

Beim Morgengrauen brachen sie miteinander auf und gingen tief in den Wald hinein. Da kamen sie zu einem sehr hohen und dicken Baum. Der Vater machte eine Leiter und forderte Kweta auf, hinaufzusteigen und droben in einem Astloche nach Honig zu suchen. Behend stieg Kweta die Leiter empor. Der Vater folgte. Droben angelangt, zog er einen Strich hervor und band den Knaben an einen Ast. Alles Bitten und Schreien Kwetas war vergebens; denn des Vaters Herz war voll von Rache gegen ihn und seine Mutter. Er stieg wieder herab, zog die Leiter weg und ging nach Hause.

Daheim erkundigte sich die Mutter sofort nach ihrem Sohne. „Deinem Kweta ergeht es sehr gut,“ antwortete der Vater, „auf dem Heimwege wurde er müde und blieb bei seinem Freunde, der nicht weit von jenem Walde wohnt. Dort will er einige Tage bleiben, weil es dort recht viel Honig gibt; ich aber soll ihm Hühner und andere Speisen bringen, die er liebt.“

Die Mutter glaubte seinen Worten und richtete eine Menge Speisen her. Das nahm der Mann und trug es unter den Baum, auf dem er den Knaben angebunden hatte. Dort setzte er sich nieder und zeigte seinem Sohne die Speisen, die ihm die Mutter zubereitet hatte, und aß sie vor den Augen des hungrigen Knaben. Der Knabe hat um Speise und weinte bald

leise, bald schrie er um Hilfe, bis er schließlich ganz entkräftet war und vor Hunger, Durst und Mattigkeit keinen Laut mehr hervorbringen konnte. Sein Herz klopfte beständig vor Angst, er möchte vom Baume fallen. Wenn schreckliche Gewitter kamen und die Blitze zuckten und heftige Donner den Baum erschütterten und zu zerstückeln drohten, da wurde seine Angst entsetzlich.

Mehrere Tage und Nächte blieb er so auf dem Baume sitzen und glaubte, nun sterben zu müssen. Da betete er zu den Geistern seiner Ahnen und zu dem bösen Teufel um Hilfe und Rache. Doch auch diese wollten ihn anfangs nicht hören. Schließlich erbarmten sie sich doch des flehenden Kleinen und schickten Mashanga, einen großen Adler, zu ihm. Dieser kam und fragte den Knaben: „Was willst du, daß ich dir tun soll?“ — „Bring' mich zu meiner Mutter,“ war dessen Antwort. — „Was willst du mir dafür geben?“ meinte der Adler. — Der Knabe sprach: „Friß dafür meinen bösen Vater auf.“

Mashanga biß die Stricke entzwei und nahm den Knaben mit sich durch die Lüfte. Über der Hütte der Mutter ließ er sich nieder und setzte den entkräfteten und abgemagerten Knaben vor die Tür seiner Mutter. Dort lag der böse Vater im Schlafe. Mashanga erfaßte ihn mit seinen scharfen Krallen und trug ihn auf den Baum, auf dem er vorher seinen Sohn gebunden hatte. Dann hackte er ihm zuerst die Augen aus und fraß dann seine Eingeweide. Den übrigen Teil des Körpers ließ er zu Boden fallen und übergab ihn den Hyänen zum Fraße.

Die Mutter pflegte den beinahe verhungerten Knaben sehr sorgfältig. Als er wieder bei Kräften war, veranstaltete sie ein großes Freudenfest, wobei sie den Freunden viel Bier und Speisen vorsetzte.

Auch den Geistern, die ihrem Söhnchen geholfen hatten, brachte sie zum Danke reichliche Opfer.

Eine andere Volksfage der Wapogora.

Eine Frau hatte ein stummes Kind. Als es herangewachsen war, kam ein Mann und freite um die Tochter. Die Mutter verweigerte die Heirat, da ja die Tochter stumm sei. Der Mann aber war dem Mädchen sehr zugetan und ging traurig nach Hause. Auf dem Heimwege begegnete ihm das Kaninchen und fragte ihn, warum er denn so betrübt sei. — „Was nützt es,“ antwortete dieser, „dir mein Leid zu klagen, du kannst mir ja doch nicht helfen.“ — „Laß hören,“ ermunterte ihn das Kaninchen, „ich habe schon manchem geholfen.“

Da erzählte der Mann dem Kaninchen, daß er ein Mädchen liebe, das aber stumm sei, weshalb ihre Mutter es verhindern wollte, daß er es heimführe. Als dies das Kaninchen hörte, fragte es lachend: „Ist das alles? Tröste dich nur, ich werde deine Braut heilen.“

Das Kaninchen gab dem Manne den Rat, eine Falle im Walde aufzustellen, um Perlhühner zu fangen, und eine zweite in das Wasser zu tauchen, um Fische zu fangen. Am anderen Tage gingen sie, um nach den Fallen zu sehen. Sie hatten ein Perlhuhn, sowie auch Fische gefangen.

Da sprach das Kaninchen: „Mein Lieber, geh' jetzt nach Hause und laß mich das weitere tun.“ Der Mann gehorchte. Hierauf nahm das Kaninchen das Perlhuhn und brachte es in das Netz der Fische. Die Fische aber tat es in die Falle des Perlhuhns. Sobald das geschehen war, ging es zu dem Mädchen und sagte: „Dein Bräutigam ist krank zu Hause. Er hat aber eine Falle aufgestellt, um Perlhühner zu

fangen, und ein Netz in das Wasser geworfen, um Fische zu bekommen. Geh' nun hin, sieh nach und bringe ihm den Fang; denn er hat Hunger nach Fleisch."

Das Mädchen ging sogleich an die vom Kaninchen bezeichneten Plätze. Als es aber in der Perlhuhnfalle Fische und in dem Netz ein Perlhuhn fand, da erfaßte sie ein gewaltiger Schrecken und ein mächtiges Staunen und sie schrie laut auf. O Wunder, sie konnte sprechen.

Hocherfreut führte hierauf das Kaninchen das Mädchen dem Manne zu, um nach der gelungenen Heilung von der Stummheit seinen Lohn in Empfang zu nehmen. Der Mann aber heiratete das Mädchen.

Die Rache der Mädchen.

In der Küstenstadt Kilwa pflegten sechs einander benachbarte Mädchen zu spielen. Eines Tages spielten sie unter den schlanken Palmen, die am Meeresstrande entlang stehen und der Stadt ein malerisches Aussehen verleihen.

Da kam eine alte Frau und sah den Mädchen zu. Sie bemerkte, wie eines von ihnen schön gekleidet und sauber gewaschen, sowie mit Öl gesalbt war, während die fünf anderen zerlumpt und unreinlich aussahen. Sie trat auf die junge Schar zu und lobte laut das schön gekleidete Kind. „Ladel den schmutzigen Mädchen!“! sagte sie. Darüber ärgerten sich die getadelten Mädchen derart, daß sie die gelobte Gespielin von dieser Stunde an haßten. Ja, so groß wurde ihre Abneigung gegen diese, daß sie miteinander beschloßen, die Gefährtin zu töten.

Unter einem mächtigen Mangobaume, der seine Äste weit zur Erde herabstreckte, hatten sie eine Schaufel. Oft gingen sie dahin, um zu spielen. Unter diesem

Baume gruben die bösen Mädchen ein tiefes Loch und bedeckten es mit Reisig und Laub, so daß man von der Grube nichts gewahrte. Eines Tages gingen sie wieder hin, um zu schaufeln. Mit schmeichelnden Reden luden sie auch die schöne Gespielin dazu ein. Diese folgte ihnen ahnungslos und voll Freude. Als sie mitkommen an den schattigen Mangobaum gelangten, fing sie an zu schaufeln. Bald wurden sie müde und setzten sich nieder, um zu ruhen. Ihre schön gekleidete Freundin ließen sie in die Mitte sitzen, gerade über der gedeckten Grube. Plötzlich brach die Decke ein und das so sehr gehaßte Mädchen fiel hinein. Schnell verschütteten sie die Unglückliche mit Reisig und Laub und streuten Sand darüber. Dann gingen sie schadenfroh davon.

Niemand hatte die böse Tat gesehen. Gegen Abend kam ein Mann an dem Baume vorüber. Da er müde war, legte er sich in den kühlen Schatten. Auf einmal glaubte er Hilferufe zu vernehmen. Doch sah er weit und breit keinen Menschen. Wieder hörte er schwache Hilferufe. Da gewahrte er den frisch aufgeworfenen Sand. Da herauf schien die Stimme zu dringen. Furchtsam, wie er war, floh er davon und erzählte daheim das Erlebnis seinen Nachbarn. Diese taten sich zusammen und gingen mit Hacken und Spaten hin, um nachzusehen. Unter dem Baume angekommen, legten sie sich zur Erde und hielten das Ohr an den frisch aufgeworfenen Sandhügel. Sie hörten ganz leise eine wimmernde Stimme.

Schnell fingen sie an zu graben. Bald war der Sand entfernt und sie fanden nun Reisig und Laub, das sie wegschafften. Darunter erblickten sie das Mädchen. Hocherfreut trugen sie das Kind heim, wo viele Leute zusammenliefen und neugierig nach dem Ereignis fragten.

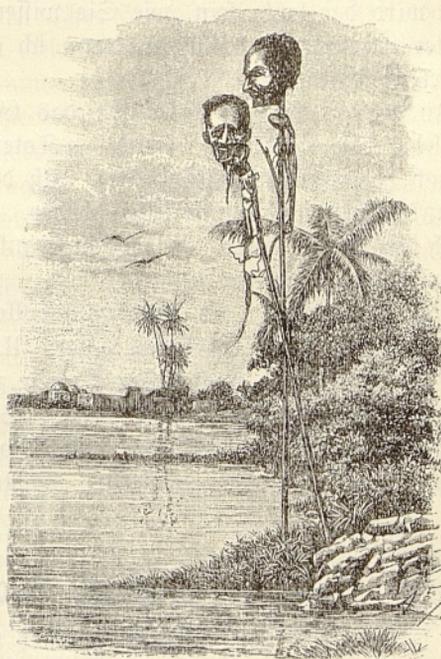
Niemand wußte Näheres. Da wurde vom Sultan, dem Vater des schönen Mädchens, ein großes Gericht gehalten. Auch die bösen Gespielinnen mußten dazu erscheinen. Sie leugneten alles. Da nahm der Sultan Gift, mischte es unter Brei und gab diesen den bösen Mädchen zu essen. Er sagte: „Wer unschuldig ist, den wird das Gift verschonen.“ Die Mädchen mußten den Brei essen und starben unter schrecklichen Schmerzen.

Warum es Elefanten gibt, oder: Gehorsam gegen die Eltern.

Es waren einmal zwei Menschen, die hatten zusammen zwei Kinder. Sie gaben ihnen das Verbot (Totem), sie sollten nicht von der kleinen Süßkartoffel essen. Nun machten eines Tages die Eltern der beiden Kinder eine Reise und sagten beim Abschied zu ihren Kleinen: „Hütet euch, von der kleinen Süßkartoffel zu essen!“ Dann gingen die Eltern fort. Nicht lange währte es, da gingen die beiden Kinder aufs Feld, um Süßkartoffeln zu juchen und zu essen. Aber kaum hatten sie davon genossen, da verwandelten sie sich in Elefanten.

Als die Eltern zurückgekehrt waren, sahen sie, daß ihre Kinder Elefanten geworden seien. Da sprachen die Eltern zu

ihnen: „Jetzt geht nur fort in die Wildnis und freßt zur Strafe jeden Tag Gras, weil ihr das Verbot gebrochen habt.“ Da gin-



Traurige Siegeszeichen.

gen die zu Elefanten gewordenen Kinder in die Wildnis, gewöhnten sich an das Leben dajelbst, fraßen Gras und bekamen viele Kinder.

So kommt es, daß es bis heute viele Elefanten in der Wildnis gibt.

Schuß im Tode.

Ein französischer Missionär aus Afrika erzählt folgendes: „Ich ritt mühsam längs der Sandufer des Senegals in Westafrika auf unbekanntem Pfaden dahin. Die Schlangen flüchteten sich ins Gras, die Krokodile stürzten sich in den Sumpf, die Sonne brannte heiß. Und doch zog es mich voran mit geheimnisvoller Macht.

Ich gelangte zu einer Hütte und wollte eintreten, als eine Stimme mir ängstlich entgegenrief: „Wer da?“ — „Ein Vater Missionär,“ erwiderte ich. „Habet keine Angst, der Friede Gottes sei in diesem Hause!“ — „Ein Priester,“ jagte der Fremde in lauterem Französisch; „seien Sie willkommen. Kommen Sie gleich.“ —

„Wer sind Sie denn,“ fragte ich, „und wie kommen Sie hieher?“ — „Unnötige Fragen, mein Vater,“ entgegnete er. „Ich habe bereits den vierten Fieberanfall, und das wird der letzte sein, wie Sie wissen; später werden wir plaudern, wenn ich es überlebe.“

In diesem Augenblick ertönte das Geheul der Schakale, welche, durch den Totengeruch herbeigelockt, ankündeten, daß der Kranke nicht mehr lange leben würde. — „Ich bin bereit, Vater,“ sprach der Kranke, „wir wollen beginnen.“

Nun begriff ich den geheimnißvollen Zug, der mich hiehergebracht hatte. Um Gottes Führungen noch besser kennen zu lernen, fragte ich den Sterbenden: „Sie müssen doch eifrig gebetet haben, daß Gott Ihnen einen Priester zuführen möchte;

denn offenbar hat Ihr Schutzengel mich hiehergezogen.“ — „Wollen Sie wissen, wie das zugegangen ist?“ — „Gewiß.“ — „Nun, ich war sicher, daß ein Priester kommen würde.“ — „Wieso? In diesem wilden, öden Lande Afrika?“ — „Lut nichts. Ich trage den Gürtel des hl. Josef und gehöre zur Bruderschaft des guten Todes. Nun war mein Gewissen in schlechtem Zustande; da mußte mir der hl. Josef einen Priester senden. Ich habe es ihm dringend anempfohlen, und nicht vergeblich, wie Sie sehen.“ — „Nun wird mir alles klar,“ antwortete ich. „Vertrauen Sie nur auf den hl. Josef. Der Tod naht heran, aber ein Tod in Jesus, Maria und Josef, der Sie führt zu Jesus, Maria und Josef.“

Das Fieber raste fort. Nach zwei Stunden starb der Mann.

Salem, Djoar und Sadia.

Erzählung einer weißen Missionschwester.

Salem, oder lieber nach seinem christlichen Namen Paul genannt, Schüler der Weißen Väter in Beni-Ismaël, ist ein Knabe von ungefähr 12 Jahren. Sein Vater ist schon längst gestorben und seine Mutter hat sich aufs neue verheiratet. Er ist daher, den hiesigen Gesetzen gemäß, welche in der Familie keine andere Autorität als die des Mannes anerkennen, Vormund seiner zwei Schwestern und inselgedessen Herr und Meister, um über ihr gegenwärtiges und zukünftiges Los zu verfügen.

Vergangenes Jahr hat Paul seine älteste Schwester den Weißen Schwestern des dortigen Waisenhauses anvertraut. Djoar, nun Pauline genannt, ist ein fünfzehnjähriges Mädchen, welches durch seine Höflichkeit, guten Manieren, besonders aber durch seine Gewandtheit in allen mögli-

chen Arbeiten schon längst manchen Bewerber auf sich aufmerksam machte.

Niemand kann so gut wie Pauline den Burnus weben, die Galette kneten, die Sagoun* und den Kousscouc-Bessel fabricieren. Doch als Djoar Christin geworden war, wollte sie sich nur mit einem Kabylen vermählen, dessen Glauben mit dem ihrigen übereinstimmte. „Salem muß,“ sagte sie, „unter den Christen seines Stammes einen vernünftigen Mann für mich auswählen, welcher fromm und arbeitsam ist.“

An einem schönen Abend ging Salem in Gesellschaft des hochw. Vaters Superior ins Waisenhaus und bat, Mère Adrienne zu sprechen. „Ich bin gekommen,“ sagte er zu der Oberin, „um Ihnen zu sagen,

* Großer Wasser- oder Delfkrug aus Erdenleim gemacht.

daß ich, Salem Paul, mein kleines Schwesterchen Sadia nicht bei meiner alten Großmutter, die nicht mit uns betet,* lassen will. Ich will, daß Sadia Christin wird, so gut als Djoar und ich. Djoar heißt nun Pauline und Sadia wird Maria heißen. Wollen Sie meine Schwester empfangen, so werde ich sie morgen bringen.“ Der hochw. Vater Superior befürwortete die Bitte. Der Junge hatte mit einem Ernst und einer Willensfestigkeit, die man selten in einem Kind von 12 Jahren findet, seine Wünsche ausgesprochen, so daß an der Ausführung seines Planes nicht zu zweifeln war. Er überlegte nun noch mit Mère Adrienne, was zu tun sei, um der alten Großmutter das Opfer zu versüßen. Vorauszusehen war, daß ihr das Scheiden von der Kleinen sehr hart fallen würde, um so mehr, da diese muntere und aufgeweckte Sadia ihre ganze Gesellschaft ausmachte. Aber schließlich hatte doch Salem alles Recht über seine Schwester, und man kam überein, daß der Vater Superior der Alten einen großen Sack Feigen senden, die Schwestern ihr aber eine neue Gandura machen wollten. Durch diese Freigebigkeit hoffte man die Zuneigung der alten Rahylenfrau zu gewinnen. Und schließlich, um sie gänzlich und in allem zu trösten, würde man zulassen, daß sie ihre Enkelin, so oft sie es wollte, besuchen dürfe.

Groß war die Freude im Waisenhaus, als man am anderen Morgen die zwei Kinder ankommen sah. Pauline war so glücklich, daß sie beinahe nicht sprechen konnte; ihre Blicke, tief bewegt, richteten sich von Paul auf Sadia, von Sadia auf die Schwestern, von diesen wieder auf die Kleine, und endlich fing sie vor Freude an zu weinen.

* Stabylischer Ausdruck der heißt: Die nicht ungeren Glauben hat.

Arme Sadia! Wie sah sie schmutzig und verwahrlost aus! Wie schien sie beschämt und verlegen unter den Lumpen, die wie zerrissene Fahnen um ihren Körper hingen! Ihre Haare, voll Öl und Fett, waren in eine Menge kleiner Zöpfe geteilt, zusammengeflochten mit Schnüren von verschiedenen Farben, an welchen allerlei Zieraten angeknüpft waren. Sodann trug sie um den Hals kleine lederne Säckchen, Amulette, in welche geweihte Texte eingenäht waren. Die alte Großmutter, als treue Gläubige, schrieb diesen Amuletten eine übernatürliche Kraft zu. Durch sie sollte Sadia Glück erwerben und vor allem Unglück bewahrt werden. Die Schwestern beeilten sich, diese abergläubischen Sachen beiseite zu räumen, und überließen Pauline die Sorge, ihre kleine Schwester vom Kopf bis zu den Füßen zu reinigen. Es war dies keine geringe Arbeit. Pauline hatte einen Waschbad warmen Wassers, und mit Hilfe guter Seife und viel Geduld wurde sie endlich damit fertig. Sadia ließ sich übrigens alles gut gefallen und hatte das größte Vergnügen, als sie sah, daß ihre kleinen, schmutzigen Arme so weiß wurden wie Schnee. Es war dasselbe Kind nicht mehr, das nun im Rekreationsaal erschien, befreit von allen Zaubereien, gut gewaschen, reinlich gekämmt, in eine schöne Gandoura gesteckt. Nein, es war die arme Sadia nicht mehr, mit ihren zerrissenen Lumpen, dem schmutzigen Gesicht und den furchterregenden Blicken! Sie war umgewandelt in eine allerliebste Kleine von ungefähr vier Jahren, von aufgewecktem Aussehen, die, alle Verlegenheit ablegend, mit den anderen Kindern des Hauses ganz lieb zu plaudern anfing.

Vor der Dämmerung kam Paul, um sein Schwesterchen noch zu besuchen. Er erkannte sie kaum mehr, so war sie verändert. Bevor er sie verließ, bat er sich die

Erlaubnis aus, mit ihr einige Augenblicke allein sprechen zu dürfen.

Durch die halb geöffnete Thür des Sprechzimmers konnten wir sehen, wie die zwei Kinder ihre Stühle ganz nahe zusammenrückten. Paul schlug seinen Arm um den Hals der Kleinen, und langsam und still, mit dem Ernste eines Vaters, der zu seiner Tochter spricht, unterhielt er sich mit ihr mehr denn eine halbe Stunde lang. Einige seiner Erfahrungen konnten wir hören: Den guten Gott lieb zu haben, brav zu sein, den Schwestern zu gehorchen und später Christin zu werden! Sadia hörte aufmerksam und stillschweigend zu, und mit ihrem kleinen Köpfchen gab sie von Zeit zu Zeit ein Zeichen der Bejahung.

Als Paul seine Predigt beendigt hatte, rief er die Schwestern, um sich zu bedanken, und ging weg. Am anderen Morgen schon kannte Sadia alle Zimmer und Räume des Hauses, wo die Kinder verweilten. Sie sprach mit jedermann, suchte von selbst hier und dort einen kleinen Dienst zu erweisen und tat alles, wie sie die anderen tun sah, getreulich nach: das Kreuzzeichen machen, die Kniebeugung in der Kapelle, in der Reihe laufen; mit alledem war sie schon am ersten Tage bewandert.

Am folgenden Sonntag kam die Großmutter dahergewandelt; jedoch hatte die arme Alte nicht den Mut, die Schwelle unseres Hauses zu überschreiten; sie setzte sich der Thür gegenüber auf dem Boden nieder, ihren Stock neben sich, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht in den Händen verborgen; durch ihre Finger fielen von Zeit zu Zeit große, dicke Tränen. In dieser Haltung erwartete sie ihre kleine Tochter. Diese kam fröhlich herangesprungen, zog mit ihren kleinen Fingern die Hände der Alten weg, und durch Liebeskosen aller Art zwang sie sie, inmitten

ihrer Tränen noch zu lachen. „O!“ jagte seufzend die Arme, „ich sehe wohl, daß du glücklich bist und daß du nie mehr wieder nach Hause zurückkommen wirst; aber ich! — —“ Sadia wardte alles auf, um die Großmutter zu trösten. Sie holte die Orangen und Feigen, welche ihr das liebe Jesuskind gebracht hatte; denn es ist Weihnachten und das Christkindlein ist so freigebig für unsere Kinder gewesen; durch Vermittlung einer Wohltäterin aus Europa hat es ihnen allerlei schöne Sachen gesandt und dabei noch Früchte und Zuckerwerk.

Endlich ging die alte Frau wieder weg, auf ihren Stock gebückt und manchmal noch zurückschauend auf Sadias Abschiedswinken. Sie weint noch, aber nicht mehr so bitter. Das Glück ihrer Enkelin gibt ihr Trost, und obwohl sie für die Schwestern und Numis noch nicht sehr eingenommen ist, scheint doch ihr fanatischer Geist ein wenig abgenommen zu haben. Der erste Schritt war getan; wir hofften für die Zukunft das Beste.

„Warum hast du der Großmutter nicht auch ein wenig von deinem Zuckerwerk gegeben?“ jagte eine Schwester zu Sadia. — „Die Großmutter hat nur drei Zähne,“ erwiderte schnippisch lächelnd die Kleine. „Die Orangen und Feigen sind besser für alte Leute.“

Auf Weihnachten folgte Neujahr. Hier im Kahlenland ist der Jahreswechsel ein wahrer Freudentag für alt und jung. Schon früh morgens beginnen die Christen des Dorfes, ihre Glück- und Segenswünsche den Schwestern darzubringen. Die Mutter Oberin ihrerseits hat für jede Familie ein Neujahrsgeschenk bereitet: Hemden für die Kinder, rote Uchchilas* für die Jungen, Tücher in allen Größen und

* Kopfbedeckung.

Farben für die Frauen; denn in Beni-Ismaël herrscht die Gewohnheit, daß jede Frau zwei Tücher auf dem Kopfe trägt, ein kleines unter dem großen. Selbst Mädchen von nur einigen Monaten sind dieser Mode bereits unterworfen.

Die Reihe kam auch an Sadias Großmutter. Diesmal brachten es die Kinder durch gute Worte und Liebkosungen so weit, daß die Alte in den Gang des Hauses eintrat. Sie sah noch elender und verkommenener aus als bei ihrem ersten Besuch. Ihre schlaffen, gerunzelten Wangen hängen traurig herunter und sind durch zwei enorme Ohren eingerahmt, die durch eine wahre Frucht von Korallen, Perlen, Knöpfen, Stückchen Kupfer und Eisen außergewöhnlich vergrößert sind. Von ihrer Madras* in Lumpen kommen einige grauweiße Haare zum Vorschein, welche noch niemals ein Kamm berührt hatte! Ihr Pergamentgesicht hat eine wahre Zitronenfarbe; ihre finsternen Blicke, ohne Leben, ohne Ausdruck, folgen zerstreut den zwei Kindern, welche sich einen

Augenblick entfernt hatten, um bald zurückzukommen: Pauline mit einer langen, weißen Gandoura, Sadia mit einem neuen Tuch und einem schillernd roten Gürtel. Sie beginnen sogleich, die Großmutter anzukleiden, welche fast nicht glauben konnte, daß all diese Reichthümer für sie bestimmt waren. Und wie aus einem Traume erweckt, sprang sie auf einmal auf, warf ihren Stoc weg und fing an zu tanzen und zu schreien, indem sie in die Hände klatschte: „Die Schwestern sind gut! Möge sie Allah und der Prophet segnen! Ich bin angekleidet wie eine Afisliith!“

Das Herz der Alten war gewonnen: Sollte ihre letzte Stunde bald schlagen, so werden wir keine Schwierigkeiten mehr finden, um ihrer Seele durch die heilige Taufe den Himmel zu eröffnen! Was die kleine Sadia anbelangt, so ist sie augenblicklich im Waisenhaus zu Lagmunt-Usuz, wo sie sich mit anderen Babylonmädchen ihres Alters zur heiligen Taufe vorbereitet, um später als gute Christin zu leben und zu sterben!

Die Söhne des Mondes.

Von Dr. Hugo Wioni.

(Fortsetzung.)

Mein Kopf war schrecklich schwer und die Gedanken schwirrten mir wild durcheinander. Meine heftig erregte Phantasie ließ mich das Murmeln klarer, frischer Quellen vernehmen; ich sah liebliche Palmenhaine, deren fächerartige Blätter wie des Meeres Wogen vom Winde leise hin und her bewegt wurden. Es kam mir vor, als reichte mir meine Mutter einen Trunk aus der sprudelnden Quelle; hastig und mit lechzender Zunge griff ich danach, aber o weh, das liebliche Bild meiner

Phantasie zerrann und ich fühlte heftiger denn zuvor die brennenden Qualen des Durstes. Doch nicht lange dauerte mein machender Zustand, und ich verfiel in einen, fast möchte ich sagen, todesähnlichen Schlaf, aus welchem ich erst erwachte, als das Tagesgestirn bereits vollständig über den Horizont emporgestiegen war.

Meine armen Gefährten hatten die Ruder aus den Händen gelassen; keiner fühlte sich mehr stark genug, seiner Arbeit zu obliegen, sondern auf den Rand des Fahrzeuges gestützt, stierten sie gläsernen Blickes in die leicht sich kräuselnden Wellen.

* Kopfbedeckung.

Auch ich befand mich in einem Zustande gänzlicher Theilnahmslosigkeit: halb zusammengekauert saß ich da und stierte nach dem Osten.

Auf einmal erhob sich der Leutnant, streckte seine Arme aus, als ob er irgend-einen Gegenstand in weiter Ferne zeigen wollte, und rief: „Land! Land! Seht doch, welch herrliche Wälder, welch ein prachtvolles Grün, und schaut, was für ein mächtiger Fluß da vorbeifließt! Wasser! Wasser!“

Das Wort „Land! Land!“ hatte uns alle wie elektrifiziert. Alle richteten wir unverweilt unsere Augen nach der Richtung, wohin der Leutnant wies, aber — o schmerzliche Enttäuschung — wir vermochten nichts zu erblicken als die unabsehbare Wasserfläche, so sehr wir unsere Augen auch anstrebten. Der Leutnant war, wie vorher ich, gleichfalls das Spielzeug seiner Einbildungskraft geworden. Mehrmals richtete er an uns die Frage, ob wir nicht auch das Land erkannten, bis er schließlich ermattet und bewußtlos zusammenbrach. Niemand bemühte sich um ihn. Ganz theilnahmslos saßen oder kauerten wir da. Daniel entnahm seinem Gürtel ein Messer und brachte sich einen tiefen Einschnitt an der Hand bei, welchen er sodann an die Lippen brachte, um mit einigen Tropfen Blutes seinen stechenden Durst zu lindern. Aber wie sehr er sich auch abmühte, es gelang ihm kaum, einige wenige Tropfen aus der Wunde hervorzubringen.

Wie lange sollte unsere traurige Lage noch dauern? Einer nach dem anderen von meinen Gefährten war bewußtlos geworden, selbst der starke, riesenhafte Daniel lehnte bereits regungslos an der Rückseite des Fahrzeuges, so daß nur ich allein noch den Gebrauch meiner Geisteskräfte besaß. Aber wie lange noch? . . . Schon beginnen

auch meine Gedanken wirr durcheinanderzugehen, und vielleicht schon nach wenigen Stunden liege auch ich gleich meinen armen Leidensgefährten bewußtlos im Fahrzeug, bis eine größere Welle dasselbe würde umgestülpt haben und wir so eine Beute gieriger Fische sein würden.

In meiner trostlosen Lage richtete ich meinen Blick mit einem inständigen Gebete hilfesuchend nach oben, und da — o mein Gott! ist es Wirklichkeit oder ist es wiederum nur ein leeres Trugbild meiner aufgeregten Phantasie? — in nicht allzu großer Höhe wiegt sich über mir ein mächtiger Luftballon, in dessen Gondel ich deutlich drei Menschen zu erkennen glaube. — Doch es ist unmöglich! — Ein Luftballon über dem unermesslichen Weltmeere! Es ist nur eine Täuschung! — Ich tat mir alle Gewalt an, um das vermeintliche Trugbild zu verjagen, allein umsonst! Der Ballon verschwindet nicht, er wird vielmehr immer größer. Deutlich vermag ich drei Insassen der Gondel in ihrem Treiben zu betrachten: zwei haben sich über die Brüstung der Gondel gebeugt und blicken, der eine mit einem Fernrohr, unverwandten Auges auf das Fahrzeug, während der dritte sich im Tauwerk zu schaffen macht. — Also es war volle und ganze Wirklichkeit! Ein Luftballon wiegt sich über uns, die Rettung ist nahe.

„Hilfe! Hilfe!“ schrie ich deshalb, so gut ich konnte, aus Leibeskraften auf Portugiesisch, da die portugiesische Fahne und die der Vereinigten Staaten von Nordamerika von der Gondel herabwehten.

„Wer seid ihr?“ erscholl es zurück.

„Schiffbrüchige der „Lisboa“! Hilfe! Helft uns um Gottes willen! Wir sterben vor Durst!“

Der Ballon stand jetzt unbeweglich über unseren Häuptern. Mit Hilfe eines Seiles ließen nun die Luftfahrer einen kleinen

Sack und einen Wasserbehälter von nahezu 30 Litern zu uns ins Boot herab.

„Bindet das Seil los! Und haltet euch genau nach dem Osten; ungefähr 30 Meilen liegt noch die Küste Afrikas entfernt.“

„Habt Dank, tausendfachen Dank für eure Güte!“

Nach durchschneidung des Seils und warf mich mit wahrer Eier auf das Gefäß, das mit Wasser ganz angefüllt war, und brachte es an meine gänzlich vertrockneten Lippen. In langen, mächtigen Zügen trank ich die köstliche Gabe; ich fühlte mich wie neugeboren. Der heftige Kopfschmerz ließ erheblich nach und ich gewann meine frühere Beweglichkeit wieder. Ohne mich weiter um den Ballon zu bekümmern, machte ich mich vor allem daran, den Riesen wieder zur Besinnung zu bringen. Nach längerem, heftigem Rütteln schlug er endlich die Augen auf, blickte mich schmerzvoll an und murmelte mühsam: „Wasser!“

— Ich reichte ihm meinen gefüllten Kautschukbecher, den er in einem Zuge leerte.

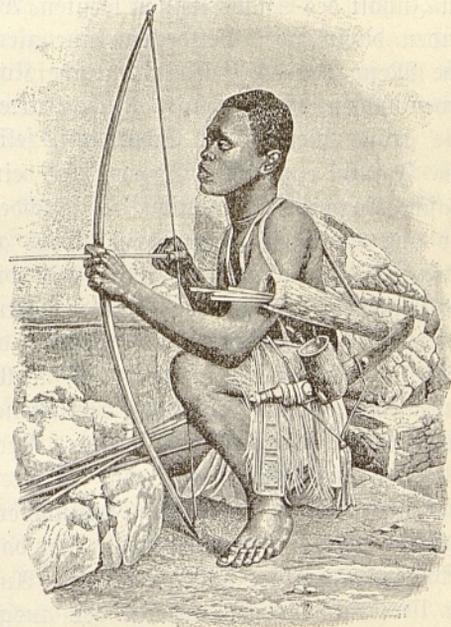
„Wasser! Mehr Wasser! Träume ich oder bin ich wach?“

„Trinken Sie, Daniel, trinken Sie! Die Vorsehung hat über uns gewacht und uns reichlich mit Wasser versehen,“ jagte ich, ihm neuerdings den gefüllten Becher reichend. Nun suchten wir auch den Leutnant und Monjo, den anderen Matrosen, wieder ins Leben zurückzurufen; allein es brauchte hiezu längere Zeit, bis unsere Bemühungen von Erfolg gekrönt waren. Da wir indes nicht nachließen, ihr Gesicht immer wieder mit Wasser zu benetzen, so erwachten sie schließlich doch aus ihrer Ohnmacht, und als sie endlich das lebenspendende Raß hinabrieseln fühlten, lebten sie bald voll und ganz wieder auf; nur der arme Trübsinnige versank, nachdem er ebenfalls reichlich vom Wasser genossen hatte, wieder in tiefen Schlaf.

V.

Land! Land!

Nachdem alle hinreichend getrunken hatten, übergaben wir den Rest des Wassers dem Riesen Daniel zur Verwahrung mit dem gemessenen Befehle, keinem mehr als einen Becher täglich zu geben, somit nur so viel, als absolut notwendig erschien,



Jäger und Krieger in Afrika.

um den brennendsten Durst zu löschen. Es lag nun ganz auf der Hand, daß alle von Neugier brannten, zu erfahren, wie und woher ich das Wasser bekommen hatte. Als ich ihnen die Sache von dem Luftballon mitteilte, begegnete ich höchst ungläubigen Blicken. Leider konnte ich zum Beweise der Wahrheit meiner Worte nicht mehr auf das Vorhandensein des Ballons hinweisen, denn derselbe war längst wieder von dannen gezogen, und nur am äußersten Horizonte konnte man noch eine kleines schwarzes Pünktchen bemerken, das

aber auch ebenjogut ein Meeresvogel sein konnte. Schließlich und endlich mußten sie mir aber doch glauben; denn von irgendwoher mußten der Sack und das Wasser denn doch gekommen sein.

Groß war die Freude meiner Gefährten, als ich ihnen mittheilte, die Küste Afrikas sei nur ungefähr 30 Meilen entfernt; ebenso groß aber auch, wenn nicht noch größer war die Überraschung aller, als wir den Inhalt des Sackes kennen lernten. Wir fanden darin zwei Bettdecken, eine ziemliche Menge an Büffelfleisch, etliche Konservenbüchsen, Gefäße mit Milchertracten, eine große Menge von Schokolade, selbst eine Flasche englischen Cherry und eine Flasche Cognak fehlten nicht. — Nachdem wir uns durch ein ordentliches Mahl gehörig gestärkt hatten, griffen wir nun wieder neubelebt fest zu den Rudern und steuerten hoffnungsfreudig gegen die Küste. — Es wäre jedoch falsch, wollte man annehmen, die Leiden der verfloffenen Tage wären so ganz ohne weitere Nachwehen an uns vorübergegangen. Mehrere Tage noch litt ich an starkem Kopfschmerz, begleitet von einem Schwindel, der bald mehr, bald weniger heftig auftrat. Auch der Umstand, daß sich infolge des ausgestandenen Durstes in der Wehle und an den Rippen die Haut vollständig abschälte, bereitete mir brennende Schmerzen. Zudem machte sich bei uns allen eine allgemeine Schwäche bemerkbar, die uns fortwährend den Schlaf in die Augen trieb, so daß wir uns desselben kaum erwehren konnten. Durch geeignete Verteilung der Arbeit und der Ruhe gelang es uns, schließlich auch dieses Feindes Herr zu werden. Unser Fahrzeug glitt nun hurtig dahin, immer in der Richtung nach Osten, und am dritten Tage konnte uns der Leutnant bereits die Freudenbotschaft übermitteln, daß Land in Sicht sei. — Ich

meine, eine größere Freude, als in diesem Augenblick uns erfüllte, konnte selbst einen Columbus und seine Genossen nicht beseelt haben, als sie nach 70tägiger Meeresfahrt das heißersehnte Land entdeckten. So mächtig war die Freude, als der Leutnant rief: „Land! Land!“, daß sogar im Auge des wetterharten Riesen Daniel eine Freudenträne erglänzte.

Also Land lag wieder vor unseren Blicken! Aus bläulicher Umrahmung hob sich am fernen Horizonte eine Kette statlicher Berge ab, die an einzelnen Stellen von einer Reihe noch gewaltigerer Bergriesen überragt wurden. Wer vermöchte zu sagen, welche Wonnegefühle unsere Herzen durchströmten! Nach dem verhängnisvollen Schiffsunglück in finsterner, pechschwarzer Nacht, das so vielen unserer Kameraden das Leben gekostet hatte, nach all den Qualen des Durstes, bei all den Schrecknissen und Gefahren, die den schwankenden Kahn von allen Seiten umgaben, so daß ein jeder aus uns mehr als einmal bereits dem Tode allen Ernstes ins bleiche Antlitz gesehen, noch gerettet zu werden und mit dem Leben heil davonzukommen, erschien uns allen als eine unsahbare und ganz außerordentliche Begünstigung von seiten der göttlichen Vorsehung. Die Aussicht in die nächste Zukunft war zwar gewiß nicht eine besonders rosige zu nennen, allein die Existenz auf dem Festlande war immerhin zweifelsohne dem Leben auf den trüglichen Wellen beizuziehen; denn im ersteren Falle konnte es sich schließlich nur um einen Kampf mit wilden Tieren oder Menschen handeln, deren man durch List oder Gewalt möglicherweise Herr werden kann, während jedes Ringen mit den Elementen schon im vorhinein als vollkommen aussichtslos betrachtet werden muß. — Man wird es darum gewiß nur allzu begreiflich finden, wenn Gefühle der höch-

sten Freude und des innigsten Dankes gegen Gott unser Herz durchströmten, der uns auch diesmal wieder dem sicheren Tode entriffen hatte. — Nur einer teilte unsere Freude nicht: Theophil, der arme Irfsinnige! Dieser lag zusammengekauert am äußersten Ende des Fahrzeuges auf dem Boden, die Knie zum Kinn hinaufgezogen, und hielt sein Gesicht in den Händen verborgen. Zwar flehte er nicht mehr um Brot und Wasser, wohl aber rief er fast ununterbrochen und so wehmütig nach seiner ferne weilenden Mutter, daß es mir das Herz zerriß und meine Freude erheblich minderte.

Der Anblick der Küste hatte unsere kleine Gesellschaft vollkommen umgewandelt. Zuerst schweigsam, niedergeschlagen und tieftraurig gestimmt, waren wir mit einemmal äußerst gesprächig geworden; alle redeten wir von den rosigen Hoffnungen, die wir betreffs der Zukunft hegten, und namentlich der Leutnant malte sich die kommenden Jahre, in denen er als selbständiger Kapitän die Meere befahren wollte, mit den schönsten Farben aus. Auch ich erzählte von meinen Plänen und den Hoffnungen, die mein Herz erfüllten, wenn auch einige Befürchtung in mir erwacht war, ob wir wohl alle wohlbehalten die ferne Heimat erreichen würden. —

Da wir die ganze Zeit hindurch wacker darauf losruderten, näherten wir uns dem Lande sichtlich. In den ersten Nachmittagsstunden konnten wir bereits den verschwenderischen Reichthum der Pflanzenwelt deutlich erkennen; so weit nur das Auge reichte, bemerkte man nichts als Wälder in ihrer tropischen Pracht und ihrer eigenartigen Schönheit. Der junge Leutnant, der noch nie in seinem Leben eine solche Naturschönheit geschaut hatte, brach ein- um das anderemal in laute Rufe des Staunens und der Bewunde-

rung aus und schlug vor, sofort zu landen und zu Fuß den Weg bis zur nächsten bewohnten Niederlassung zurückzulegen.

Ich widerriet ihm jedoch und mit Recht. Wenn ich auch gleich ihm das Leben auf dem schwachen Rahn und den trügerischen Wellen herzlich satt hatte, da es jede Bewegung hinderte, so mußten wir doch damit rechnen, daß bei der ungeheuren Ausdehnung der Wälder unliebsame Begegnungen mit wilden Tieren nicht ausbleiben würden. Beim Zusammentreffen mit einem einzelnen Raubtiere hätten wir zwar den Kampf leicht aufgenommen, aber anders und weit gefährlicher wäre es, wenn sie in größerer Menge uns angreifen würden. Zudem gab es noch eine weitere Gefahr, die wir nicht so ohne weiters unberücksichtigt lassen durften: die Wilden. — Diese Besorgnis aber erschien dem Leutnant durchaus unberechtigt. „Wissen Sie denn nicht,“ meinte er, „daß diese armen Schwarzen feig sind, furchtsam und ohne Waffen, bloß auf Pfeil und Bogen angewiesen? Kaum daß sie einen Weißen erblicken, laufen sie schon erschreckt davon, und gar erst beim Knall einer Feuerwaffe! Da sterben sie frisch vor Schrecken und ganze Regimenter verschwinden auf Nimmerwiedersehen.“

Es brauchte geraume Zeit, bis ich ihn von der gänzlichen Unrichtigkeit seiner bisherigen Anschauung von den Schwarzen überzeugt hatte. Erst als ich ihm gestand, daß ich mich schon jahrelang in Afrika aufgehalten und es vom Norden nach dem Süden und vom Osten nach dem Westen durchstreift hatte, somit aus Erfahrung sprechen konnte, glaubte er an die Gefährlichkeit einer Landreise durch die Urwälder Afrikas. Es wäre tatsächlich ein gewagtes Unternehmen gewesen, mit drei Gefährten, ohne Waffen, und noch dazu mit einem Irfsinnigen, ohne hinreichenden

Proviand diese afrikanische Wildnis durchqueren zu wollen. Auf diese meine Auseinandersetzung hin pflichtete er schließlich gern meinem Vorschlag bei, einstweilen die Reise zur See fortzusetzen und nur im Falle äußerster Not uns zum Landweg zu entschließen.

Nach einer ungefähren Berechnung unseres gegenwärtigen Standortes, welche der Leutnant an der Hand meiner kleinen Karte anstellte, ergab sich, daß wir der Küste „Kap Morro“ zusteuerten, somit von unserem Ausgangshafen St. Paul de Loanda bereits viele hundert Meilen entfernt waren, während uns vom nächsten südlichen Orte, Novo-Redondo, eine Strecke von höchstens 120 Meilen trennte. Es

war darum von selbst klar, daß wir unserem Fahrzeuge eine südliche Richtung zu geben beschloßen; die Nachtruhe wollten wir jedesmal auf dem Festlande verbringen.

So segelten wir denn unverdrossen weiter, neubelebt von der Hoffnung, schon in nächster Zeit Novo-Redondo zu erreichen, von wo wir mit einem portugiesischen Dampfer unser weiteres Reiseziel, Mossamedes, glücklich zu erreichen gedachten.

Da trat nun ein Vorfall ein, der uns Haar unser bisheriges gutes Einvernehmen zu vernichten und damit das weitere Gelingen unserer Fahrt aufs äußerste in Frage zu stellen drohte.

(Fortsetzung folgt.)



2. 2. 3.—, N. 2. 1.—, M. 2. 1.—, Dr. 2. 3.—, Coop. C. 1.—; Rindberg, A. S. 60—; Benef. L. 8.—; Klaus, G. 3.—; Kuffstein, F. S. 3.—; M. 2. 1.—, J. S. 1.—; Kaltern, M. D. 1.—, M. v. B. 3.—, M. G. 4.—; Klagenfurt, F. G. 1.—; Kapellen, Ffr. D. 1.—; Kirchbichl, S. W. 2.—; Linz, A. G. 4.—, J. S. 3.—; Lana, S. S. 3.—, F. D. 3.—; Leifers, J. W. 1.—, F. G. 1.—; Langenlois, M. H. 2.—; Luttach, G. H. 8.—; Lienz, J. W. 4.—, C. S. 2.—; Lindbach, Ffr. N. 8.—; Ludeich, A. P. 5.—; Lehenbach, M. H. 112—; Lienfeld, M. P. 2.—; Lana, C. F. 3.—; Meran, Mgr. P. 18.—; Marling, T. N. 38.—; Moos, J. W. 8.—; Mellau, M. W. 2.—; Mötten, J. S. 1.—; München, A. J. 5.—, C. F. 1182. Prof. C. 432; Mailach, T. L. 432; Müntereifel, Sr. C. 2880; Mitterabam, P. M. 288; Meransen, Ung. 2.—; Neutitschein, L. L. 6.—; Nikolsdorf, Ung. 100.—, J. P. 1.—, T. H. 2.—; Niedererndel, Ffr. N. 2.—; Oberhofen, J. N. 5.—; Oberrichnadt, G. P. 2.—; Odrau, A. R. 1.—; Orltorf, J. P. 3.—, Pft. 38.—; Oberrodembach, T. B. 432; Oberhart, A. W. 1.—; Obermais, S. C. 2.—; Ort, F. R. 2.—; Overtillach, Ffr. N. 1.—; Pfarckirchen, J. S. 1.—; Piarchofgras, A. M. 2.—; Prag, Kard. Str. 1.—; Rudolfsal, N. F. 3.—; Raifing, B. M. 288; Rüstorf, T. J. 5.—; Rodenek, S. W. 1.—; Reichhub, A. G. 1.—; Ritten, M. G. 2.—; Rottweil, W. B. 288; St. Valentin, J. D. 8.—, F. S. 48.—; St. Pauls, T. D. 10.—; Stiles, J. W. 8.—; Salzburg, J. S. 1.—, St. J. 1.—; St. Ulrich, A. D. 2.—; Scharnitz, N. B. A. 1.—; St. Völten, A. P. 3.—, J. H. 1.—; Steinegg, G. P. 1.—; Schnals, A. S. 1.—; Schluderns, Ffr. N. 8.—; Sillian, A. R. 18.—; Spormaggiore, Prof. M. 2.—; St. Fiden, J. H. 592; Schattwald, L. J. 3.—; Seitenstetten, J. W. 4.—; Schlanders, H. N. 2.—; Schnaz, A. M. 1.—; Sautt Marein, M. M. 10.—; Tschermis, M. M. 8.—; Traunkirchen, A. S. 2.—; Terenten Ffr. N. 10.—; Tivol, J. W. 3.—; Trient, Can. T. 18.—, B. J. 305.—; Trofberg, N. M. 072; Toblach, J. W.

13.—; Tschermoischnitz, J. L. 8.—; Völs, A. R. 3.—; Vandans, C. S. 1.—; Villanders, F. R. 1.—; Wepperbild, C. M. 432; Unterinn, M. P. 1.—; Ufing, A. S. 288; Villnös, G. F. 2.—; Waidhofen, M. F. 2.—, F. S. 1.—; Wien, C. S. 1.—; C. J. 2.—; A. v. G. 1.—; Waldling, M. M. 1.—; Weissenkirchen, J. H. 2.—; Welschnofen M. N. 8.—; Wiltersdorf, N. C. 18.—; Werfen, A. C. 1.—; Wiesen, Ffr. C. 12.—; Waalen, M. N. 2.—; Wimsbach, Koop. H. 16.—; Weveregg, Pft. 6.—; Zams, M. W. 1.—.

Für heilige Messen: Mers, Ung. 240; Achmeiler, C. F. 5454; Vaden, J. S. 1460; Wohl, Pf. L. 148.—; Eisenbergeramt, A. A. 20.—; Züchen, C. B. 2940; Gebrechtsham, C. N. 1440; Gleisdorf, A. S. 30.—; Grabadaz, Ffr. A. M. 290.—; Gurgl, Pf. L. 10.—; Heimbach, M. H. 648; Heiterwang, C. C. 2.—; Hochkretscham, F. M. 91.—; Homper, J. H. 216; Hochenham, N. L. 1152; Hoffirchen, F. H. 8.—; Inggolstadt, F. S. 72.—; Innsbruck, J. W. 6.—; Kessling, G. J. 4680; Th. Sch. 6264; Kommingen, J. B. 11.—; Landek, Sp. 30.—; Meran, C. F. 5.—; Milland, J. L. 10.—; München, L. S. 1440; Müntereifel, S. Co. 8888; Niederheimbach, S. W. 2941; Niederstojingen, Th. S. 1728; Negensdorf, J. H. 442; Rüstorf, M. J. 14.—; Saitlauf, Ffr. N. 11951 + 33371; Schlägl, A. S. 1.—; Stuben, J. N. 130; Schürbling, M. H. 2.—; Untermoj, C. D. 8.—; Weidental, Ffr. D. 22.—; Waidhofen, M. F. 20.—; Wiener Neustadt, P. T. H. 88.—; Waizentirchen, M. L. 8.—; Wahlen, Ffr. A. 10.—.

Für Bischof Geyer: Müntereifel, S. Co. 2880; Rüstorf, M. J. 5.—; St. Florian, N. F. 20.—.

Zur Taufe von Heidentindern: Bonn, Fam. Sch. 3045; Brück, G. N. 6086; Dürnau, A. D. 40.—; Heiterwang, C. C. 20.—; Kremsdorf, N. N. 40; Lana, C. J. 20.—; Stroheim, F. N. 24.—.

Für das Werk des Erlösers: 24120.

Briefmarken liefern ein aus: Mgund, Brigen, Fürstentfeld, Zmit, Lana.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Die Familienzeitschrift „Ave Maria“, herausgegeben vom Linzer Dombauverein (jährlich 12 Hefte, 2 Kronen mit der Kinderzeitschrift „Kleines Ave Maria“ 3 Kronen, nach Deutschland 2 Mark, resp. 3 Mark), hat mit einem reich illustrierten Heft den 23. Jahrgang begonnen. Aus dem Inhalt heben wir hervor den gediegenen Neujahrsvorleser, die Beschreibung der Wallfahrt Maria-Blond in Strassgang bei Graz mit 3 Bildern, die hübsche Erzählung „Lebenslügen“ von Henriette Brey, „Propheetenstimmen“ von Dr. Marianus, den reizenden Beitrag „Auperts Primiz“ von Stibler, „Maria, der beste Arzt“, die mit vielen Bildern geschmückte Reisebeschreibung „Ins Wunderland Spanien“ von Redakteur Besendorfer (die Rosenstadt Granada), „Katholische Bewegung“ von Vogt, ein Artikel, der die Männer zur Kommunionauffahrt, die illustrierte Rundschau, Gedichte usw. Besonders fein und künstlerisch sind in diesem Heft die Illustrationen (19) ausgeführt. Der Heftertrag der Zeitschrift gehört dem Linzer Dombau. Probehefte sind erhältlich vom Verlag.

Durchhalten, Frauen, durchhalten! heißt ein Artikel im Heft 1 der illustrierten Frauenzeitschrift „Elijabethblatt“ (Vereine Linz, jährlich 12 Hefte, 2 Kronen 24 Sells, nach Deutschland 2 Mark

20 Pfennig, mit der Kinderbeilage „Kleines Ave Maria“ 3 Kronen, nach Deutschland 3 Mark.) Diese von Tausenden von Frauen gelesene, einzige Monatschrift Oesterreichs für die christliche Frauenwelt auf katholischen Gebiete hat sich in ihrem Inhalt der Kriegszeit vorzüglich angepaßt und enthält für die Frauen einen reichen Schatz von Trost, Anregung, Belehrung und Unterhaltung. Diese Zeitschrift unter der Frauenwelt verbreiten ist gewiß ein segensreiches Apostolat.

Kleines Lateinmeßbuch nach der größeren Ausgabe des Meßbuches von P. Anselm Schott O. S. B., bearbeitet von einem Benediktiner der Beuron Kongregation. Mit einem Titelbild. Dritte, verbesserte Auflage. Schmal 249 (XII) und 568 Seiten. Freiburg und Wien 1915, Herderische Verlags-handlung. Gebunden 1 Mark 60 Pfennig, auch in feineren Einbänden erhältlich.

Von den verschiedenen Ausgaben der Schottischen liturgischen Bücher, deren Verbreitung die Zahl von dreihunderttausend Exemplaren bereits überschritten hat, wird der „Kleine Schott“ (Oremus und „Kleines Lateinmeßbuch“) seit Kriegsbeginn mit Vorliebe gebildeten Jünglingen und Männern auch ins Heer als „ideales Meßbuch“ mitgegeben. Der neuen, dritten Auflage des „Kleinen Latein-

meßbuches“ dürfte noch eine besonders günstige Aufnahme zuteil werden, da sie nach den wichtigen liturgischen Neuordnungen, die nimmehr in Kraft getreten sind, eingehend verbessert wurde und auf vielfachen Wunsch um eine Beicht- und Kommunionandacht vermehrt wurde. Sie enthält in deutscher, teilweise lateinischer Sprache jede Messe der Sonntage, der gebotenen Feiertage und der am Sonntag vielerorts nachgefeierten Feste, ja sogar die für die Patrozinien der meisten Dörfer und Einzelkirchen zutreffenden Messformulare. Das kleine Büchlein im eleganten Schmalformat ist ein ganz einfaches, billiges, unmittelbar praktisches Hilfsmittel, um durch persönliches Mitlesen die Schönheit und Tiefe und Kraft der liturgischen Texte gewahr zu werden.

Religiöser Berufskatechismus für katholische Krankenpflegerinnen. Von Dr. Josef von Tongelen aus dem Kamillianerorden. 56 Seiten. 24^o. Broschiert und beschnitten 25 Pfennig, 30 Centimes. Bei 30 und mehr Exemplaren zu 20 Pfennig, 25 Centimes. Ein siedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. E. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.

Dieses Schriftchen, eine neue Nummer der bekannten blauen Serie des Verlages Benziger, ist ein gediegener, kurzgefaßter Leitfaden für den ersten religiösen Unterricht katholischer Krankenpflegerinnen. Aber auch die in den übrigen Spitälern, Krankenazylen, sowie in Privathäusern dem Dienste der Kranken sich widmenden Pflegerinnen seien mit besonderem Nachdruck auf diesen ihren „Berufskatechismus“ hingewiesen.

Heilandskneulen. Ein Beicht- und Kommunionbuch. Für erwachsene Katholiken im modernen Leben. Von P. Cölestin Muff O. S. B. Mit drei Lichtdruckbildern und Original-Buchschmuck vom Kunstmalers Wilhelm Sommer. 704 Seiten. Format 77:129 Millimeter. In Einbänden zu 1 Mark 90 Pfennig, 2 Franken 35 Centimes und höher. Ein siedeln, Waldshut, Köln a. Rhein, Straßburg i. E. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.

Kurz, knapp und doch so verständlich, leicht faßlich und anziehend, interessant, vor allem aber praktisch und zeitgemäß, das sind die Vorzüge, die P. Cölestins neuestes Werklein wieder auszeichnen, ja dieses neue Muff-Buch übertrifft seine Vorgänger in mehr denn einem dieser Punkte noch.

Neuntägige Andacht für erstkommunizierende Kinder auf den Weifen Sonntag oder eine andere Festzeit von A. Lauer, Kinderpfarrer in Wil, Sankt Gallen. Preis 10 Pfennig oder 12 Centimes. Ver-

lagsanstalt Benziger & Co., A.-G. Ein siedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. E.

Diese Novene ist ein recht gefälliges Blättchen von 24 Seiten mit passendem Bib. Der Verfasser will damit den lieben Kleinen für die letzten und so wichtigen Tage der Vorbereitung auf die erste oder auch wiederholte heilige Kommunion, eine anregende und die Kinderherzen erfreuende Gabe in Form einer Gebetsnovene reichen. —

Allem Anscheine nach treibt die Entwicklung der Dinge in Italien einer Entscheidung zu, die nicht allein für das italienische Volk selbst, sondern auch für die weitere Gestaltung seines Verhältnisses zu den übrigen Mächten von einschneidender Bedeutung sein wird. Vor allem dürfte dabei auch die Rückwirkung auf die Lage des Heiligen Stuhles zu beachten sein. Unter diesem Gesichtspunkt beanspruchen zwei Aufsätze im neuesten Heft (Nr. 6) der „**Allgemeinen Rundschau**“, Wochenschrift für Politik und Kultur, Begründer Dr. Armin Kaufen, München (vierteljährlich 2 Mark 70 Pfennig), besonderes Interesse. Im ersten nimmt Dr. Jul. Bachem Stellung zu „Irreleitenden Erörterungen über die römische Frage“ und im zweiten behandelt P. Cajus Troffen auf Grund persönlicher Erfahrungen das Verhältnis zwischen Deutschland und Italien, wobei die künftigen Aufgaben Deutschlands gegenüber dem Lande, wo die Zitronen blühen, in den Vordergrund gestellt werden. Aus dem weiteren Inhalt des wieder sehr reichhaltigen Heftes seien noch die sehr instruktiven und zeitgemäßen Untersuchungen von Hauptmann a. D. Hartwig Schubart über Valutafragen hervorgehoben, dann folgen: Das zweite Kriegsjahr. Wochenschau von Fritz Hentemper. — Fluch und Segen. Von Leo van Heemstede. — Ein Traum vom Glück. Von Sophie Nebel von Türkheim. — Rückblick über die sechste Generalversammlung des katholischen Frauenbundes Deutschlands. Von E. Ammann. — Vor einer Wendung zum konfessionellen Frieden. Von Kooperator Ludwig Oberl. — Französische Kritik des chauvinistischen Nationalkatholizismus. Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seig. — Nützen Klagen allein? Ein Stück Feldseelsorge von der Heimat aus. Von Feldgeistlichen P. Thomas Bleych. — Die Lage der deutschen Zeitungen und Zeitschriften. — Chronik der Kriegereignisse. — Kriegskalender XVIII. — Vom Büchertisch. — Bühnen- und Musikrundschau. Von L. G. Oberlaender. — Finanz- und Handelsrundschau. Von W. Weber. — Vom Büchermarkt.

Den Abonnenten der Studentenkreise wird anseherndliche Preisermäßigung gewährt.

	<p>Klöstern und Instituten empfehlen wir für ihren Bedarf an</p> <p>Reis, Kaffee und Süßfrüchten</p> <p>die Firma</p> <p>Fof. Janausckek, Wien III</p> <p>:: Großmarkthalle ::</p>	
---	---	--